



recke:*in*

Das Magazin der Graf Recke Stiftung



Behaltet
das Gute

Inhalt

- 4 Kreuz & quer
- 6 Lehren aus dem Lockdown
Corona als Treiber für digitales Lernen – mit vielen neuen Erkenntnissen
- 8 Die neue Freiheit der Arbeit daheim
Corona verändert die Arbeitswelt – was davon wollen wir behalten?
- 10 Virtuelle Wissensvermittlung
Fortbildung wird digital in der *Graf Recke Wohnen & Pflege*, nicht nur wegen Corona
- 11 »Den Stolz und die Freude nach außen transportieren«
Hat sich der Blick auf Pflege in Coronazeiten verändert?
- 14 »Es geht um Menschenleben«
Indira Rychwalski verzichtete schweren Herzens auf ihren Heimatbesuch
- 16 Das Virus zirkuliert, aber:
»Wir haben jetzt Instrumente, die wir einsetzen können«
- 18 Viel Spaß und jede Menge Platz
Ferienfreizeiten unter Coronabedingungen haben auch positive Aspekte
- 20 Sehnsucht nach gesunder Normalität
Der langsame Weg aus dem Lockdown
- 24 »Ich hatte Angst, wir könnten sterben«
Özlem Kaya erkrankte schwer an Corona, nun warnt sie dringend davor, das Virus zu unterschätzen
- 25 *recke:rückblick*
Faires Trinken in der Graf Recke Stiftung
- 26 Mehr hoffen und mehr lieben!
Theologischer Impuls von Pfarrer Markus Eisele
- 28 Nicht gleich vom Zehn-Meter-Brett springen
Nachhaltiges Kochen in Theorie und Praxis
- 30 Einmal Nepal und zurück ...
... fuhren die Radler der Graf Recke Stiftung beim Stadtradeln – zwei waren besonders eifrig
- 32 Engagiert mit Herz
Hilde Butz macht nach 32 Dienstjahren in der Stiftung ehrenamtlich weiter. Aus Überzeugung
- 34 Seitenblick: Kontemplatives Strampeln
Was machen unsere Mitarbeitenden eigentlich, wenn sie nicht im Dienst sind?
- 36 Das Projekt: Digi@Venture!
Fitmacher für digitale Kompetenz braucht noch Starthilfe
- 38 Ihre Unterstützung
Verlässlich helfen

Wer wir sind und was wir tun

Die Graf Recke Stiftung ist eine der ältesten diakonischen Einrichtungen Deutschlands. 1822 gründete Graf von der Recke-Volmerstein ein »Rettungshaus« für Straßenkinder in Düsseldorf. Zur Kinder- und Jugendhilfe kamen die Behindertenhilfe (1986) und die Altenhilfe (1995) hinzu. Heute besteht die Stiftung aus den Geschäftsbereichen *Graf Recke Erziehung & Bildung*, *Graf Recke Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* und *Graf Recke Wohnen & Pflege*. Ebenfalls zur Stiftung gehören die Graf Recke Pädagogik gGmbH, Grünau, in Bad Salzungen, das Seniorenheim Haus Berlin gGmbH in Neumünster und die Dienstleistungsgesellschaft DiFS GmbH.

Mehr Informationen und aktuelle News aus der Graf Recke Stiftung:

 www.graf-recke-stiftung.de
 www.facebook.com/GrafReckeStiftung
 www.xing.de/companies/GrafReckeStiftung

recke:in

Das Magazin der Graf Recke Stiftung
Ausgabe 3/2020

Herausgeber Vorstand der Graf Recke Stiftung
Einbrunger Straße 82, 40489 Düsseldorf

Redaktion Referat Kommunikation, Kultur & Fundraising
der Graf Recke Stiftung, Dr. Roelf Bleeker

Gestaltung Claudia Ott, Nils-Hendrik Zündorf

Bildnachweis Yahdi/Adobe Stock, Aleksandra Suzi/Adobe Stock, Dirk Bannert, Grinbox/Shutterstock, Frank Elschner, LBWA, Good Studio/Adobe Stock, Nils-Hendrik Zündorf, privat, Achim Graf, Dr. Roelf Bleeker, Özlem Yilmazer

Druckerei V+V Sofortdruck GmbH, 4.000 Exemplare

Umweltschutz *recke:in* wird CO₂-neutral gedruckt.

Im Verbund der
Diakonie 



Petra Skodzig und Pfarrer Markus Eisele.



Liebe Leserinnen und Leser,

es scheint wie der Blick in die Glaskugel. Was kommt noch?

Mancher übersieht dabei fatalistisch-ratlos, dass er selbst ein wesentlicher Akteur ist. Denn unser Handeln heute schreibt nicht nur Geschichte – wir alle werden zeitlebens an diese bizarre Zeit zurückdenken – sondern es gestaltet auch Zukunft. Was wir denken, reden und tun, beeinflusst die kommenden Entwicklungen nachhaltig. Zwar haben die letzten Monate uns viel Selbstsicherheit genommen, was die Einschätzung der eigenen Möglichkeiten betrifft, gegen ein unsichtbares Virus zu kämpfen. Aber wie viel vom Einsatz des Einzelnen abhängt, haben wir umso mehr gelernt.

Deswegen schauen wir eben nicht mit Unbestimmtheit nach vorne. Vielmehr können wir auf das vertrauen, was wir in den vergangenen Monaten neu an Wissen und Können erworben haben. Wir haben Abläufe neu eingeübt, haben uns tief in Virologie, Epidemiologie und Hygienethemen eingearbeitet. Wir haben Praxis gesammelt mit sozialer Arbeit unter den Bedingungen der Pandemie. Homeoffice und Homeschooling gehören genauso dazu wie Beratung und Begleitung auf Distanz. Wir wissen, wie wir schnell vom Normal- in den Krisenmodus und zurück schalten können.

Wir haben die bittere Lektion lernen müssen, wie verletzlich das Leben und wie brüchig das Zusammenleben in unserer Gesellschaft sein kann. Wir haben gemerkt, wie stark das Freiheitsbedürfnis des Einzelnen ist und wie anstrengend es bisweilen sein kann, einen Konsens zu organisieren oder den Dissens auszuhalten.

ERKENNTNISSE FESTHALTEN

Aber wir haben eben auch neu gelernt, wie unverzichtbar liebevolle Nähe und Begegnung von Mensch zu Mensch sind. Wir haben die Kraft der Solidarität erfahren und sind beim Versuch gewachsen, die Würde des Einzelnen und den Schutz der vielen neu auszutarieren. Von den Erfahrungen und Erkenntnissen der letzten Zeit gilt es vieles festzuhalten. Deswegen ist der kurze biblische Satz »Das Gute behaltet« das Leitmotiv für die neue recke:in.

Im Brief an die Gemeinde in Thessaloniki schreibt der Apostel Paulus etwas ausführlicher »Prüft aber alles und das Gute behaltet«. Er traut den Lesern zu, dass sie sich ein eigenständiges Urteil bilden – im Licht der Güte Gottes.

Und in der Graf Recke Stiftung? In den letzten Wochen durften wir täglich aufs Neue dankbar feststellen: kein Infektionsgeschehen! Wird das so bleiben im Herbst und Winter? Wir hoffen es inständig. Aber: Was auch kommt, wir sind jedenfalls gut vorbereitet. Dafür gilt unser tiefer Dank für viel Engagement, Umsicht und Verständnis insbesondere unserem Pandemiestab, aber auch allen, die bei uns arbeiten, wohnen und leben.

Wir wünschen Ihnen eine vergnügliche Lektüre – aber vor allem: Kommen Sie gut durch diese Zeit.

Ihr

Ihre

Markus Eisele

Petra Skodzig

Pfarrer Markus Eisele
Theologischer Vorstand

Petra Skodzig
Finanzvorstand

»Wunderbar für Mörsenbroich«

Die evangelische Emmaus-Kirchengemeinde, der Evangelische Kirchenkreis Düsseldorf und die Graf Recke Stiftung prüfen zurzeit die Entwicklung eines gemeinsamen »Thomas-Quartiers« in Mörsenbroich.

Im November wird die Thomaskirche in Mörsenbroich entwidmet. Künftig wird die Matthäikirche der gemeinsame Standort der evangelischen Emmaus-Kirchengemeinde sein. Die Emmaus-Kirchengemeinde möchte nun das Grundstück, auf dem die Thomaskirche steht, an den Kirchenkreis verpachten. Dort ist ein soziales Wohnprojekt geplant. Darin sollen auch weiterhin die evangelische Kindertagesstätte, das Jugendzentrum und das »zentrum plus« ihren Platz haben. Die Graf Recke Stiftung entwickelt aktuell Pläne, als Hauptnutzer ein soziales Wohn- und Begegnungsprojekt mit dem Namen »Thomas-Quartier« umzusetzen. »Die Thomaskirche war über Jahrzehnte ein prägender Ankerpunkt in Mörsenbroich«, erklärt Petra Skodzig, Finanzvorstand der Graf Recke Stiftung. »In einem künftigen Quartier wollen wir das mit unserem diakonisch-sozialen Angebot fortführen und so einen wichtigen kirchlichen Ort für das Gemeinwesen sichern.« Markus Eisele, Theologischer Vorstand der Stiftung, ergänzt: »In einem solchen Quartier entstehen sorgende Gemeinschaften, bestehend aus Familien, Nachbarn, Kirchengemeinden, Vereinen, Initiativen und Dienstleistern. Wir haben die Vision, dass der Ort der bisherigen Thomaskirche ein Ankerplatz im Quartier bleibt: intergenerationell, inklusiv und lebendig.« Nach einer ersten Studie zur baulichen Machbarkeit muss nun die wirtschaftliche Umsetzbarkeit geprüft werden. Erst auf dieser Grundlage können Kirchenkreis und Graf Recke Stiftung gemeinsam mit der Kirchengemeinde in weitere Verhandlungen treten. »Noch ist nichts in trockenen Tüchern«, so Pfarrer Lars Schütt, Vorsitzender des Presbyteriums, »aber wenn an dem Ort dieser besonderen Kirche ein lebendiges, offenes und soziales Quartier in kirchlicher Verantwortung entsteht, wäre das sicher wunderbar für Mörsenbroich.«

Unmittelbar vor dem geplanten Einzug der ersten Bewohner ins neue Ahorn-Karree im Dorotheenviertel Hilden wurde in den Neubauten Feuchtigkeit festgestellt. Der Einzug der ersten Bewohnerinnen und Bewohner wird sich dadurch deutlich verzögern. An den ambitionierten Plänen für das Leuchtturmprojekt für Menschen mit schwerer Demenz ändert das aber nichts.

Kurz vorm Einzug der ersten Bewohner ins neue Ahorn-Karree im Dorotheenviertel Hilden ist eintretendes Wasser im Erdgeschoss festgestellt worden. Ursächlich sind nach ersten Erkenntnissen mangelhafte Abdichtungen. »Diese Verzögerung kurz vor Fertigstellung ist wirklich ein großes Pech«, sagt Markus Eisele, Theologischer Vorstand der Graf Recke Stiftung. »Das Umzugsunternehmen stand schon vor der Tür.« Jetzt wird ein neuer Zeitplan aufgestellt. »Nach der unmittelbar erfolgten Schadensbegrenzung werden wir jetzt die von unseren Experten aufgezeigten Maßnahmen bewerten«, erklärt Petra Skodzig, Finanzvorstand der Graf Recke Stiftung. »Wobei nach Einschätzung aller Beteiligten jetzt schon davon auszugehen ist,

dass ein Einzug zum Ende dieses Jahres nicht realistisch ist.« Dabei sollen die hohen baulichen Qualitätsstandards des Ahorn-Karrees unbedingt weiterverfolgt werden. »Gerade aufgrund der besonderen Anforderungen an dieses Bauprojekt werden wir zwar einen längeren Zeitraum bis zur Inbetriebnahme der Gebäude benötigen, dann aber auch die von Anfang an geplante Qualität sicherstellen«, sagt Finanzvorstand Skodzig und betont die Priorität »Qualität vor Eile«. Die Kostenübernahme für die erforderlichen Maßnahmen sei seitens der Versicherungen bereits zugesagt. »Wir bedauern die Verzögerungen sehr«, erklärt Markus Eisele. »Aber im nächsten Jahr sind wir dann mit unserem Leuchtturmprojekt am Start.« //

Einzug ins Ahorn-Karree verzögert sich



Wer das Ahorn-Karree ungebrochen unterstützt, lesen Sie auf Seite 38.

Garath: Konzept für ehemaliges Hildegardisheim

Seit fast 200 Jahren kümmert sich die Graf Recke Stiftung als diakonischer Träger um gute soziale Begleitung und Betreuung von Menschen. Für ihre sozialen Angebote werden auch passende Mietobjekte benötigt. In Düsseldorf ist das nicht ganz einfach. Größe und Kosten müssen stimmen. Nun ergibt sich die Möglichkeit für ein soziales Wohnprojekt im Düsseldorfer Stadtteil Garath im ehemaligen Hildegardisheim. Noch sind aber viele Fragen offen.



Die Pläne der Graf Recke Stiftung für das vom Stararchitekten Gottfried Böhm gebaute ehemalige Seniorenheim in Düsseldorf-Garath werden im Stadtteil noch heiß diskutiert. Die Stiftung hat ein Konzept vorgelegt, wonach Wohn- und Begleitangebote für verschiedene Zielgruppen eingerichtet werden. Das weitläufige Gebäude mit seinen langen Trakten bietet die Möglichkeit, die unterschiedlichen Konzepte unter einem Dach zu bündeln. »Unsere Idee ist ein besonderes Unterstützungsangebot für Familien aus Garath, die Rat und Hilfe suchen, wenn sie in der Kindererziehung nicht weiterwissen. Darüber hinaus sollen auch einige wenige Plätze für Kinder geschaffen werden, die vorübergehend nicht mehr mit ihrer Familie zusammenleben können«, erläutert Michael Mertens, Leiter der *Graf Recke Erziehung & Bildung*. Ebenso geplant sind Wohnangebote für erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung, in denen sie selbstbestimmt und selbstständig leben können. »Wir sind noch in einem frühen Stadium der Planungen und im engen Austausch mit der Politik und Nachbarschaft«, erklärt Markus Eisele, Theologischer Vorstand. Finanzvorstand Petra Skodzig ergänzt: »Der Nutzungsgedanke in seiner Breite und Vielfalt bildet einen Spiegel des gesellschaftlichen Lebens in Garath ab. Das Wohnkonzept bietet auch Menschen aus dem direkten Umfeld die Möglichkeit einer bedarfsangemessenen Unterstützung, ohne dass sie die vertrauten Orte verlassen müssen. Wir freuen uns auf eine gute Nachbarschaft, Vernetzung und Kontakte im Quartier.«



INFO

Lehren aus dem Lockdown

Von Roelf Bleeker

Was Corona den Schülerinnen und Schülern in allen Schulformen abforderte, ist in der Öffentlichkeit viel diskutiert worden. Zwangsläufig haben auch die Lehrerinnen und Lehrer viele neue Erfahrungen gesammelt. Und auch wenn die Förderschulen der Graf Recke Stiftung schon länger auf digitalen Wegen wandeln, war Corona auch hier ein Treiber für die digitale Lehre. Doch die Erfahrungen gehen weit über diese technischen Fragen hinaus.

Ende Mai waren wieder alle vor Ort

Die Wiederaufnahme des Schulunterrichts nach dem Lockdown im März war in allen Schulen ein großes Thema. Ab Mitte Mai fuhren die Systeme wieder hoch. Wie funktionierte der Wiederbeginn in den Graf-Recke-Schulen? Benedikt Florian konstatiert für seine Schule I besonders gute Bedingungen in Coronazeiten, da kleinere Klassen in Förderschulen naturgemäß größere Abstände ermöglichen. »Wir können fast alle Schüler in unterschiedlichen Zeitabständen dahaben.« Schon damals stellte der Leiter der Schule mit dem Förderschwerpunkt »Emotionale und soziale Entwicklung« im Bereich der Sekundarstufe I fest: »Es fühlt sich schon wieder wie normale Schule an.« Ende Mai nahmen die Förderschulen wieder komplett ihren Betrieb auf, dann kamen auch die Schüler mit dem Förderschwerpunkt »Geistige Entwicklung« wieder.

Extrem flexibel« sei ihr Kollegium gewesen, sagt Diana Seng, Leiterin der Schule II der Graf Recke Stiftung, als das Coronavirus die Welt veränderte. »Auch wenn viele Außenstehende offenbar den Eindruck hatten, Lehrer hätten in der Zeit des Lockdowns nicht arbeiten müssen.« Dabei taten die meisten Lehrerinnen und Lehrer das, was Menschen in vielen Arbeitsbereichen taten: Sie arbeiteten von zu Hause aus. So fanden auch die Telefonkonferenzen statt. »Mit Lehrern was ganz Neues«, stellt Diana Seng fest. Doch nach einer ersten Telefonkonferenz mit den Teamsprecherinnen hätten diese das ganz schnell auf ihre eigenen Teams ausgeweitet. »Die Kommunikation auf diesem Wege ist so klasse und so schnell, dass ich mir vorstellen kann, in bestimmten Situationen auch später so weiterzumachen.«

Etwas problematischer war das Homeschooling, meint Diana Seng, als Schulleiterin zuständig für die Schüler mit den Förderschwerpunkten »Emotionale und soziale Entwicklung« im Bereich der Primar- und Orientierungsstufe sowie für den Bereich »Geistige Entwicklung«. »Wir sind es ja gewohnt, direkt mit Schülern zu kommunizieren, da war Homeschooling ein echter Perspektivwechsel.« Über die Unterrichtsinhalte mussten sich die Lehrer – und Schüler – erst mal mit den unterschiedlichen Medien auseinandersetzen. »Das wurde in der Öffentlichkeit eigentlich nie so benannt, was das für eine gewaltige Umstellung ist.«

»Was mich gefreut hat, ist, wie positiv unsere Lehrerschaft da rangegangen ist«, betont die Schulleiterin. Dabei mussten natürlich die individuellen Möglichkeiten der Schüler berücksichtigt werden: »Wir haben das Material auf ganz unterschiedlichen Wegen rausgegeben und zurückbekommen, da gab es Kinder, denen wir die Unterlagen sogar per Post gesendet haben.« Auch die Wohngruppen der *Graf Recke Erziehung & Bildung*, aus denen sich ein großer Teil der Schülerschaft rekrutiert, sind noch recht unterschiedlich ausgestattet. Diana Seng hofft auf einen positiven Effekt durch die Landesfördermittel, die nun wegen Corona zur Verfügung gestellt wurden.

Die Graf-Recke-Schulen sind zwar schon seit drei Jahren mit Mitteln eines Landesförderprogramms für die Digitalisierung der Schulen unterwegs, sodass Diana Seng sagen kann: »Wir waren durch die digitale Schule ganz gut vorbereitet.« Diese Digitalisierung spielte sich aber mehr innerhalb der Schulen ab. Beim Homeschooling hat Corona jedoch noch einige digitale Brüche auf-

gezeigt. So fehlten die hierfür notwendigen »Lernplattformen«. Dazu habe jetzt ein junges Start-up-Unternehmen aus Düsseldorf eine Lösung präsentiert. »Die wollen wir ausprobieren«, sagt Diana Seng. Schließlich sei nicht auszuschließen, dass, je nach Infektionsgeschehen, zwischenzeitlich wieder Schließungen anstünden.

Auf diese Möglichkeit sind die Schulen vorbereitet. »Für unsere Primarstufe und im Bereich »Geistige Entwicklung« bis Klasse zwölf setzen wir auf das Prinzip der Nachverfolgung«, erklärt sie. »Wir arbeiten eh in kleineren Klassen in Bezugslehrersystemen. Wir können nicht überall eineinhalb Meter Abstand halten, also bleiben die Gruppen zusammen und wir können bei einem Infektionsgeschehen auch gruppenweise handeln.« Soll heißen: Statt der ganzen Schule müssten bei auftretenden Coronafällen nur die direkt betroffenen Gruppen in Quarantäne.

»MEHR KRAFT, ALS WIR DACHTEN«

Einen anderen Aspekt von Corona in der Schule hatte schon zu Beginn des Lockdowns Astrid Jacobs, Lehrerin an der Schulstelle Heckenwinkel, beobachtet und in einer Mail berichtet: »In dieser außerordentlich schweren Zeit gibt es überraschend auch sehr Gutes: Da ist ein Zusammenhalt spürbar und zum ersten Mal empfinden wir die Stille auf dem Campus und hören während unserer Pausen in der Frühlingssonne das Vogelgezwitscher.«

Fast fünf Monate später ist es mit der ganz großen Ruhe auf dem Areal der Stiftung in Düsseldorf-Wittlaer schon wieder vorbei, aber Astrid Jacobs ist immer noch geradezu beseelt von ihren Erfahrungen. »Das war ja die Anfangszeit während des Lockdowns. Aber ich würde das auch heute so sagen, dass man in allen Phasen diesen Zusammenhalt gespürt hat und was daraus wachsen konnte«, berichtet sie im Telefongespräch. »Das ging Hand in Hand, jeder wusste, was zu tun war. Die Verunsicherung durch das Virus kam von außen, aber es hat uns als Team zusammengeschweißt. Das war ja teilweise spooky, wenn wir draußen standen und auf

dem Campus alles ruhig war. Aber wir haben die Periode sehr, sehr gut gemeistert.«

Die Phase des Lockdowns sei abgelöst worden von der Phase, als »wir wieder unterrichten durften«. Natürlich weiterhin nach den Spielregeln der Pandemie: »Da haben wir Klassenräume vorbereitet, Abstand gemessen, alle waren so strukturiert und gut vorbereitet.« Für die 48-Jährige ein Beweis für die Kräfte und das Potenzial, das jeder Einzelne, aber auch der Teamgeist hervorbrachte: »Klar, man kennt die Ressourcen und Kompetenzen der Einzelnen, dass man das aber in Krisenzeiten so wuppt, das fand ich wirklich erstaunlich.«

Im kleinen Team der Schulstation Heckenwinkel mit Astrid Jacobs als Fachlehrerin, zwei Sonderpädagoginnen und einem Werklehrer kam während der Coronazeit noch etwas »on top«, so Jacobs: »Unser Umzug war echt 'ne Hausnummer. Wir mussten in dieser Zeit drei Schulstellen auf eine reduzieren, mussten extrem viel ausmisten und entsorgen.« Dass dann aber die durch diverse Umbauten und Konzeptänderungen auf drei Standorte verteilten Schüler und Pädagogen wieder unter einem Dach zusammenkamen, hat Astrid Jacobs ebenfalls sehr bewegt: »Das ist für uns eine so große pädagogische Erleichterung – unglaublich!« Und auch für die Schülerinnen und Schüler sei diese gemeinsame Schulstelle sehr wichtig – ganz abgesehen von der Freude über das schöne neue Gebäude.

Glaubt Astrid Jacobs, all diese positiven Kräfte und Erfahrungen mit in die Zukunft nehmen zu können? »Absolut!«, kommt ihre Antwort wie aus der Pistole geschossen. Für den Umgang miteinander und die eigenen Ressourcen habe sie einen noch einmal geschärfteren Blick bekommen: »Wenn es hart auf hart kommt, können wir das meistern. Wir haben mehr Kraft, als wir dachten.«

»Sehr, sehr optimistisch« gehe sie nun in die nächste Zeit, so Astrid Jacobs, die schon fast ein Vierteljahrhundert in den Graf-Recke-Schulen tätig ist. »Da schaut man ganz natürlich nicht nur auf gute Zeiten zurück, aber auch die schwierigen haben mich getragen und etwas gelehrt.« //

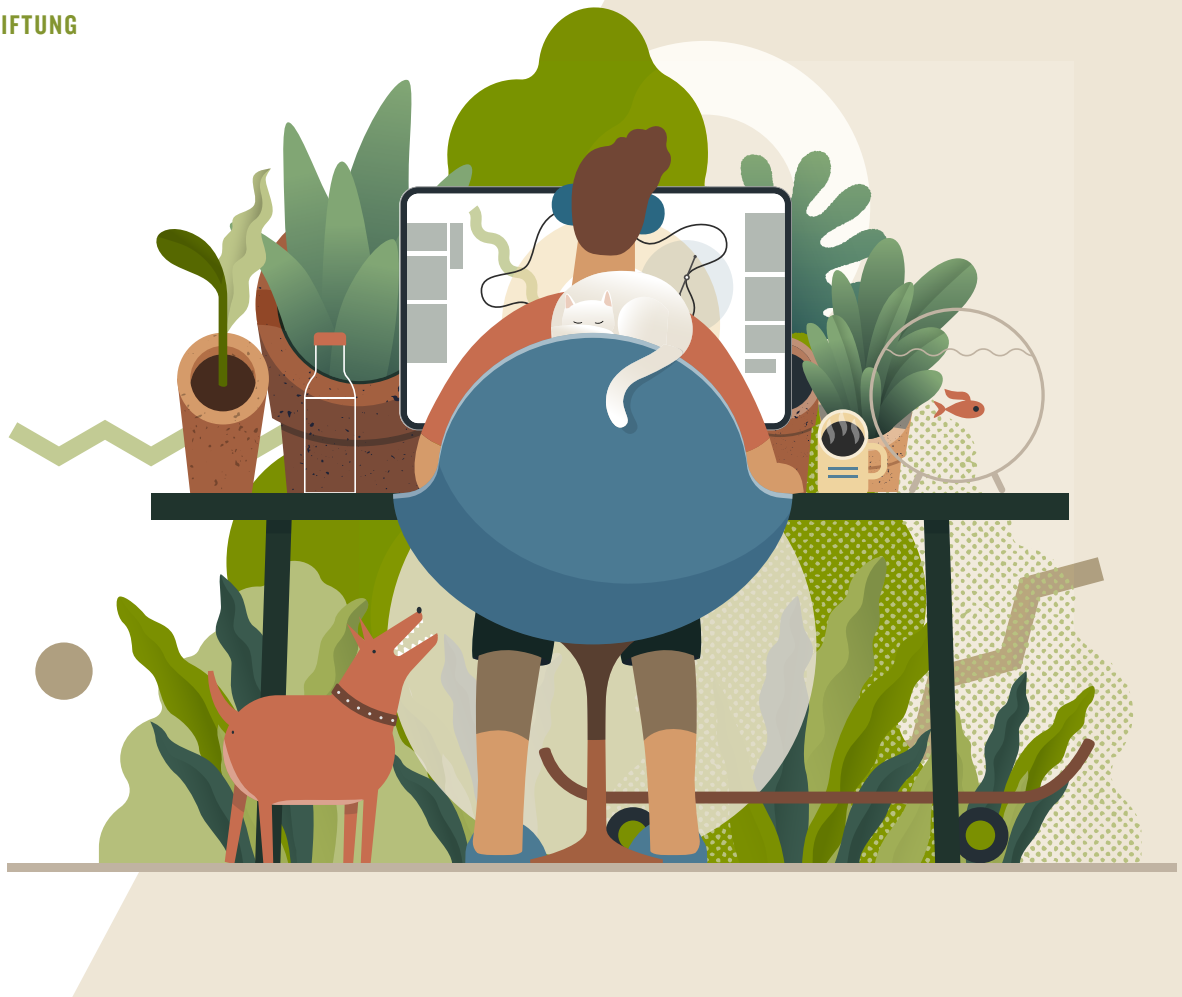
»Ausweitung des Lernraums«: Über die Digitalisierung der Graf-Recke-Schulen haben wir in unserer Ausgabe 4/2019 berichtet – hier der Artikel zum digitalen Lesen:  www.graf-recke-stiftung.de/lernraum19



Diana Seng



Astrid Jacobs



Die neue Freiheit der Arbeit daheim

Von Roelf Bleeker

»In Deutschland herrscht immer noch eine starke Anwesenheitskultur.« Und: »Die Nutzung von Homeoffice hat unter den Beschäftigten seit 2013 nicht zugenommen.« Zwei Sätze aus dem Forschungsbericht des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales unter dem Titel »Mobiles und entgrenztes Arbeiten«. Erschienen im Jahr 2015. Fünf Jahre und eine Pandemie später sieht die Arbeitswelt ganz anders aus. Ob das gut oder schlecht ist, darüber wird noch eifrig diskutiert, auch in der Graf Recke Stiftung. Neue Freiheit oder völliges Verschwimmen von Privatem und Beruf? In einer Abfrage hatten Verwaltungsmitarbeitende die Gelegenheit, ihre Sicht der Dinge zu schildern. Die überwiegend positiven Antworten bestärken die Stiftung, das Thema »mobiles Arbeiten« weiterzuverfolgen.

»Wir haben gesehen, wie produktiv und effektiv das mobile Arbeiten sein kann.«

MARKUS EISELE

Eines vorweg: »Viele Tätigkeiten in der Betreuung und Pflege sind natürlich ortsgebunden«, so Petra Skodzig, Finanzvorstand der Graf Recke Stiftung. Deshalb sei mobiles Arbeiten »hier nicht ohne Einschränkung anwendbar«. Eine Ungerechtigkeit innerhalb sozialer Unternehmen wie der Graf Recke Stiftung? So einfach ist es nicht, denn Homeoffice ist nicht gleich der Himmel in den eigenen vier Wänden, wie eine Abfrage unter Verwaltungsmitarbeitenden der Stiftungsverwaltung und der *Graf Recke Erziehung & Bildung* zeigt: Von der mangelnden technischen Ausstattung über die physische Belastung bis hin zu Angst vor Isolation kommen einige Kehrseiten der Arbeit von zu Hause in den Antworten der Befragten zutage.

Insgesamt jedoch überwogen die positiven Aspekte. »Wir haben gesehen, wie produktiv und effektiv das mobile Arbeiten sein kann«, sagt Pfarrer Markus Eisele, Theologischer Vorstand. »Da haben sich einige Vorurteile in Luft aufgelöst.« Die Stiftung wolle nach den positiven Erfahrungen mit mobilem Arbeiten in der Coronapandemie »auch in Zukunft auf Homeoffice und Co« setzen und dafür konkrete Pflöcke einschlagen.

Denn dass für das durch Corona enorm beschleunigte Umdenken in Unternehmen und Belegschaft noch einiges zu klären ist, machen auch die befragten Mitarbeitenden deutlich. Die Ausstattung zu Hause? Ganz überwiegend sehr gut bis befriedigend, dennoch fehlt es manchem noch am Equipment, ob ein ausreichend großer Bildschirm, eine Maus oder ein Drucker. So habe eine Person die Ausstattung seitens der Dienstgeberin mit privaten Geräten ergänzt, »um ein gutes Arbeitsfeeling zu erhalten«; aber auch die Frage des Verbrauchs an eigenen Ressourcen im heimischen Umfeld stand zur Debatte.

Technische Hürden bei der Einwahl ins berufliche Netzwerk sind teilweise noch zu klären, die Datengeschwindigkeit macht dagegen nur wenigen Mitarbeitenden das Arbeiten schwer, sind sie doch zu Hause oft mindestens ebenso gut angebunden wie im Büro.

Meist gut bis sehr gut bewerteten die Mitarbeitenden ihre räumliche Situation zu Hause. »Ergonomische No-Gos« sind jedoch für einige die Arbeitsmöglichkeiten am heimischen Küchen- oder Wohnzimmertisch. Die hatten sich vor Corona wohl nicht für ganze Arbeitstage empfehlen müssen und ihre begrenzte Eignung gezeigt.

Das Problem von Einschränkungen durch andere Personen im Haushalt spielt eine geringe Rolle in den Antworten der Mitarbeitenden. Viele verfügen über ein eigenes Zimmer für ihr Homeoffice und freuen sich über die Ruhe, die konzentriertes Arbeiten erlaubt. Quengelnde Mitbewohner und Homeschooling oder Konflikte um den Zugang zum Arbeitsplatz zu Hause spielen eine untergeordnete Rolle. Entsprechend wird die eigene Leistungsfähigkeit daheim in den meisten Fällen positiv bewertet. Generell wurden alle Tätigkeiten, die strategisches und konzeptionelles Arbeiten erfordern, als besonders gut für die Heimarbeit geeignet empfunden.

Bei der Kommunikation mit Kolleginnen und Kollegen ergibt sich ein differenziertes Bild: Vom »fast umfangreicheren Austausch« im Homeoffice bis »anstrengend und gehemmt«, von der Freude über »fast immer sachgrundbezogene Gespräche« bis zur Traurigkeit über fehlende »Sozialpausen« und den fehlenden spontanen Austausch ist die ganze Bandbreite der Bewertung zu hören. »Regelkommunikation mit Kollegen«, heißt es in einer Antwort, sei »gerade im Homeoffice noch viel wichtiger als im Büro«. Auch künftig die Möglichkeit der Heim-

arbeit »als gute Ergänzung« nutzen möchten fast alle, die einen mehr (vier- bis fünfmal die Woche!), die anderen weniger (ein- bis zweimal die Woche). Die Frage nach Verbesserungsvorschlägen dazu umfasst sowohl zu definierende Kommunikationsstandards und Regelungen als auch die Notwendigkeit technischer Nachrüstung, der Klärung von Kostenfragen oder die der weiteren Digitalisierung der Abläufe – vieles läuft eben auch heute noch über Papier.

SORGE VOR ISOLATION

Vor- und Nachteile der Arbeit zu Hause werden im Fazit ähnlich eingeschätzt, aber unterschiedlich gewichtet. Effizienteres und produktiveres Arbeiten, Zeitgewinn gegenüber der Anfahrt ins Büro, Flexibilität und mehr Zeit für die Familie oder andere private Dinge stehen einer »Dauererreichbarkeit«, der Sorge vor einer Isolation oder der Vermischung von Privat- und Berufsleben gegenüber. Auch bedürfe es bei der Heimarbeit einer hohen Selbstdisziplin, heißt es. Deshalb müssen auch Vorgesetzte das nötige Vertrauen in ihre Mitarbeitenden haben, betont Finanzvorstand Petra Skodzig: »Die Basis des Modells ist auch ein anderer Führungsstil, der sich an Ergebnissen orientiert, nicht an der Präsenz im Büro.« Hier habe man aber großes Vertrauen in die eigenen Mitarbeitenden.

Unterm Strich verspricht sich die Graf Recke Stiftung von der neuen Arbeitskultur besonders motivierte Mitarbeitende und zusätzliche Attraktivität im Kampf um Talente. »Viele Beschäftigte schätzen das höhere Maß an Selbstbestimmung«, folgert Theologischer Vorstand Markus Eisele aus den vorliegenden Antworten, die jetzt systematisch ausgewertet werden, um dann die Regeln fürs mobile Arbeiten gemeinsam mit der Mitarbeitervertretung weiterzuentwickeln. //



Sandra Hübner

Virtuelle Wissensvermittlung

Für die Mitarbeitenden der *Graf Recke Wohnen & Pflege* wird sich im Bereich der Fort- und Weiterbildungen künftig einiges ändern. Die Verantwortlichen des Geschäftsbereichs sind derzeit dabei, das Fortbildungsprogramm verstärkt in eine digitale Ausrichtung zu führen. Sprich: In vielen Fällen wird der virtuelle Raum den klassischen Seminarraum ersetzen. Das hat viel mit den Einschränkungen durch Corona zu tun – aber nicht nur.

Von Achim Graf

Die zukünftigen Fort- und Weiterbildungen von Mitarbeitenden der *Graf Recke Wohnen & Pflege* werden zu einem großen Teil digital stattfinden: Corona lässt Seminare mit direktem Kontakt derzeit nicht oder nur eingeschränkt zu. Doch die Akzeptanz des sogenannten Blended Learnings ist mittlerweile groß. Denn die Wissensvermittlung über Notebook, Tablet oder Smartphone hat unbestritten Vorteile, die über die Pandemie hinausreichen. Neuland ist der virtuelle Seminarraum für den Geschäftsbereich ohnehin keineswegs.

»Ganz viele Mitarbeitende sind mit dem digitalen Lernen schon vertraut«, sagt Sandra Hübner, bei der *Graf Recke Wohnen & Pflege* für das Seminarmanagement zuständig. Im Frühjahr 2019 nämlich starteten die ersten Fortbildungen in dieser Form, in denen es unter anderem um Hygiene, Expertenstandards oder den Umgang mit demenziell Erkrankten ging. »Von Corona war damals noch lange nicht die Rede«, betont Personalentwicklerin Hübner. Dass aus dem ersten Pilotprojekt, das einst im Seniorenzentrum Zum Königshof in Düsseldorf startete, ein Angebot für prinzipiell alle Einrichtungen des Geschäftsbereichs wird, hat vor allem mit dessen unbestrittenen Vorzügen zu tun.

Beim sogenannten E-Learning werden die Fortbildungsinhalte über ein Computerprogramm vermittelt und sind jederzeit und von fast überall abrufbar, ob über Notebook, Tablet oder Smartphone. Das mache die Mitarbeitenden unabhängig, beschreibt Sandra Hübner einen der positiven Aspekte dieser Art der Wissensvermittlung, die durch Podcasts, Videos und »teilweise sogar recht spielerisch« geschehe. Im Zweifel seien die Seminarleitenden bei Fragen zudem online für die Teilnehmende erreichbar.

Dank der positiven Resonanz von allen Seiten wird diese Art der Fortbildung demnächst in weiteren Häusern der Stiftung, wie etwa in Hilden, ebenfalls eingeführt.

»EINE GUTE MISCHUNG«

Das neue Angebot wird es laut Sandra Hübner zudem künftig für einen großen Teil der Fortbildungen geben. »Face-to-Face-Seminare sind im Moment nur sehr eingeschränkt mit wenigen Teilnehmenden in entsprechend großen Räumen möglich«, erläutert sie. Das mache klassische Präsenzfortbildungen schwierig. Für die Leiterin des Seminarmanagements ist das jedoch kein Drama: Teile des Programms seien schon vor Corona als Online-Angebot geplant gewesen, nun stelle man eben noch umfassender um, sagt sie.

Vollständig wird man auf Präsenzveranstaltungen allerdings nicht verzichten. Es wird laut Sandra Hübner

»eine gute Mischung« geben zwischen realen und digitalen Formaten, die vom E-Learning bis hin zu virtuellen Klassenzimmern reichen, in denen Seminare ähnlich wie normale Präsenzveranstaltungen, abgehalten werden. »Hier trifft man sich tatsächlich. Zwar nicht körperlich, aber online«, sagt sie. Man könne sich sehen, Wissen aufnehmen, sich austauschen und sogar in Kleingruppen zusammenarbeiten. Dass man im Geschäftsbereich mit der digitalen Wissensvermittlung bereits mehr

als ein Jahr Erfahrung hat, wird nun zum Vorteil.

DIE AKZEPTANZ IST MITTLERWEILE GROSS

Die Pflegekräfte sehen das mehrheitlich offenbar genauso. »Aus vielen Gesprächen weiß ich, dass es für diese Form des Lernens mittlerweile eine große Akzeptanz gibt«, sagt Hübner. Und auch, wenn es angesichts vermehrter Telefonkonferenzen und Teambesprechungen über Video vereinzelt zu Ermüdungserscheinungen komme, »die Hemmschwelle ist gesunken«, hat sie festgestellt. Das hat handfeste Gründe. Viele erkennen laut Sandra Hübner jetzt den unschlagbaren Vorteil von digitalen Fort- und Weiterbildungsmaßnahmen: »Dass trotz einer weltweiten Pandemie nicht alles zum Erliegen kommt!« //





»Den Stolz und die Freude nach außen transportieren«

Von Achim Graf

Lucas Neumann hatte nie Angst um seinen Job, aber auch noch nie so viel Zuspruch.

Zu Beginn der Pandemie standen vielerorts Menschen an Fenstern und auf Balkonen, um für das Pflegepersonal zu applaudieren. Eine kurze Episode? Oder hat sich durch Corona der Blick auf die Pflege nachhaltig verändert? In der Graf Recke Stiftung sind die Meinungen geteilt: Die einen spüren eine gesellschaftliche Aufwertung ihres Berufsstandes und erwarten mittelfristig Verbesserungen auch aus der Politik. Bei den anderen ist von der neuen Wertschätzung bislang wenig angekommen. Einigkeit herrscht in einem Punkt: Man müsse diesen ebenso anspruchsvollen wie erfüllenden Beruf selbst besser vermitteln.

Hätte es sofort mit einem Studienplatz geklappt, wäre Lucas Neumann heute wahrscheinlich Mediziner. Angesichts der langen Warteliste aber war der heute 27-Jährige nach dem Abitur in die Pflege eingestiegen – und hat seine Entscheidung »bis heute nicht bereut«, wie er sagt. In Zeiten von Corona gilt das für ihn als Pflegefachkraft und angehender Praxisanleiter im Haus Ahorn im Dorotheenviertel Hilden mehr als je zuvor. Anspruchsvoll und mitunter auch anstrengend seien die letzten Monate gewesen, das gibt er gerne zu. »Aber ich hatte niemals Angst um meinen Job – und habe auch noch nie so viel Zuspruch bekommen.« Von einigen seiner Freunde, die heute tatsächlich im medizinischen Bereich tätig sind, hat Lucas Neumann anderes gehört.

»Sie waren aufgrund der unklaren Lage in den Kliniken teilweise in Kurzarbeit«, berichtet er. Im Haus Ahorn dagegen habe diese Gefahr zu keiner Zeit bestanden, von den Verantwortlichen aus Pflegedienst- und Wohnbereichsleitung »wurde uns diese Angst sofort genommen«. Auch vor einer möglichen Infektion mit Corona am Arbeitsplatz habe er sich nie gefürchtet. Vielmehr hatte Neumann Sorge, dass er selbst das Virus in die Einrichtung für Menschen mit fortgeschrittener Demenz tragen könnte. Aus Vorsicht hat er seine Freunde monatelang nur noch virtuell getroffen. Und dennoch waren sie für ihn in der höchsten Pandemiephase wichtig.

Schon vor Corona habe er von seinem Umfeld große Anerkennung für seine Berufswahl bekommen, sagt der 27-Jährige.

»Ich könnte das ja nicht«, den Satz habe er häufig gehört. Dieser Respekt aus seinem Umfeld habe sich jetzt noch einmal verstärkt. Mehr noch: Freunde und Nachbarn »haben sich extrem ins Zeug gelegt«, wie Lucas Neumann erzählt. Zeitweilig hätten diese für ihn Besorgungen gemacht und ihm die Sachen vor die Tür gelegt, um ihn dadurch vor einer möglichen Ansteckung beim Einkaufen zu schützen. Eine Geste, die ihm allemal mehr bedeutete, als Applaus zu bekommen.

»RÜCKGRAT DER GESELLSCHAFT«

Dass am Anfang der Pandemie vielerorts Menschen um Punkt neun Uhr abends an den Fenstern und auf ihren Balkonen standen, um für das Personal in Kliniken und Pflegeeinrichtungen, für Supermarkt-



»Es gab immer Menschen, die unsere Arbeit wertschätzen. Und andere, die sagen: Dafür werden sie ja bezahlt.«

HEIKE KERSTEN

Angestellte und Lkw-Fahrer zu klatschen, empfand Joachim Köhn als »eine nette Geste«. Doch der Leiter der *GrafRecke Wohnen & Pflege* geht davon aus, dass sich das Bewusstsein der Menschen in der Pandemie tatsächlich nachhaltig verändert hat. Viele der sogenannten systemrelevanten Berufe seien von den meisten zuvor als selbstverständlich wahrgenommen worden, sagt er. »Dass diese ein Rückgrat der Gesellschaft sind, wurde vielen jetzt erst klar.« Das gelte insbesondere für den Pflegebereich. Wie bedeutend dieser sei, »das erkennt man sonst ja häufig erst, wenn man selbst auf Pflege angewiesen ist«.

Nach Einschätzung von Dalila El-Djouini hingegen wird sich daran auch durch Corona kaum Grundlegendes ändern. Die Heilerziehungspflegerin vom Sozialtherapeutischen Dienst im Haus Ahorn hat sich sehr gefreut, dass es von der Einrichtungsleitung täglich frisches Obst und Kekse gab für das äußerst geforderte Personal. Ihre Pflegedienstleiterin Katja Petrilos empfindet El-Djouini gar »als eine Säule in der Krisenzeit, die den Mitarbeitenden immer unterstützend gegenüberstand«. Von der höheren Wertschätzung ihres Berufsstandes in der Gesellschaft ist bei Dalila El-Djouini hingegen »bislang noch nichts angekommen«, wie sie sagt.

Von Gruppenangeboten über die Arbeit mit Bettlägerigen bis hin zur Sterbegleitung reicht das Tätigkeitsfeld der Betreuungsfachkraft. Die Dankbarkeit und

Zufriedenheit der an Demenz erkrankten Bewohner sei es, die sie ihre Arbeit jeden Tag gerne machen lasse, betont Dalila El-Djouini. »Ein Dank, ein Lächeln, ein kleiner Witz, das ist es, was mich antreibt.« Die Anerkennung vonseiten der Angehörigen bekomme sie dagegen häufig erst nach dem Tod eines Bewohners. »Ich kann mir das auch erklären«, fügt sie hinzu. »Wenn sich Mutter, Vater oder der Partner durch die demenzielle Erkrankung stark verändert, sind die Menschen von der Situation oft überfordert.«

POSITIVES FEEDBACK, ABER KEIN Roter TEPPICH

Pflegedienstleiterin Katja Petrilos kann das bestätigen. Ihr gegenüber, die nicht so sehr in die Tagesarbeit eingebunden sei, zeigten sich die Angehörigen »insgesamt sehr froh und dankbar, auch wenn sie das in der Belastungssituation vielleicht nicht so zeigen können«. Selbst im persönlichen Umfeld hat Katja Petrilos in den zurückliegenden Monaten viel positives Feedback erhalten, »aus Ecken, aus denen man es nicht unbedingt erwartet hätte«, berichtet sie. »Die Lehrerin meiner Tochter etwa hat vor Kurzem betont, wie bewundernswert sie unsere Arbeit findet.«

Möglicherweise hat der Freundes- und Bekanntenkreis von Heike Kersten sich bereits zu sehr an das gewöhnt, was die gelernte Krankenpflegehelferin für die Gesellschaft jeden Tag leistet. Seit 37 Jahren

bereits ist sie für die Stiftung an der Horster Allee in Hilden im Einsatz und wollte nie etwas anderes machen. »Die Freude an meinem Beruf ist unverändert«, wie sie sagt. Selbst in Coronazeiten gehe sie ohne Sorge zur Arbeit und ver falle »auch nicht in Panik«, wenn sie mal angehustet werde. »Da bin ich nicht der Typ für«, sagt sie mit einem Schmunzeln. Dass sie für ihren Einsatz nun besonders gelobt würde, diese Erfahrung hat Heike Kersten allerdings weder gemacht noch erwartet. Niemand habe ihr bislang »den roten Teppich ausgerollt«, flachst sie. »Nein, im Ernst«, sagt sie dann: »Es gab immer Menschen, die unsere Arbeit wertschätzen. Und andere, die sagen: Dafür werden sie ja bezahlt.«

Insgeheim allerdings hegt Heike Kersten doch die Hoffnung, dass sich etwas ändern könnte. »Ich mache das nicht unbedingt an einer besseren Bezahlung fest, sondern an der Art, wie man auf den Pflegeberuf schaut«, sagt sie. Ihr Beruf habe sich verändert in all den Jahrzehnten, er sei anspruchsvoller geworden, »aber dadurch auch erfüllender«. Es gehe eben nicht nur ums Essenausgeben und die Grundpflege, erklärt Heike Kersten. Man lebe in den Wohnbereichen wie in einer Familie zusammen, »unsere Aufgaben umfassen dementsprechend alle Lebensbereiche«, macht sie deutlich. »Da liegt es auch an uns, der Öffentlichkeit zu zeigen, was wir hier machen.«

In diesem Punkt sind sich die Verantwortlichen einig: »Wir müssen von uns



Über ihre Vorgesetzte Katja Petrilos (rechts) sagt Dalila El-Djouini, sie sei »eine Säule in der Krisenzeit«.

aus den Pflegeberuf besser nach außen transportieren«, fordert Pflegedienstleiterin Katja Petrilos. »Und auch den Stolz auf unsere Arbeit und die Freude, die wir empfinden.« Auch für Joachim Köhn ist das ein wichtiger Punkt. Es sei einer der Berufe, bei dem man auf seine Tätigkeit eine unmittelbare, positive Rückmeldung bekomme. Letztlich, das weiß der Geschäftsbereichsleiter, geht es aber ebenso um eine angemessene Vergütung, um einem drohenden Fachkräftemangel entgegenzuwirken. Die Pandemie, glaubt er, habe den Blick auf den Pflegebereich geschärft. »Mittelfristig wird allein die Not dazu beitragen, dass die Tarife steigen werden«, so Köhn.

RUF NACH MEHR RESSOURCEN

Bis zu 1.500 Euro Prämie gab es von Bund und Ländern bereits als Einmalzahlung für die Pflegekräfte wegen der »besonderen Herausforderung und Belastung« in der Pandemiezeit, allerdings nur, wenn bestimmte Voraussetzungen erfüllt waren. Noch wichtiger wäre den hier Beschäftigten allerdings eine bessere personelle Ausstattung. »Wir sind in Betreuung und Pflege eigentlich grundsätzlich unterbesetzt«, meint Dalila El-Djouini vom Sozialtherapeutischen Dienst. »Gerade unsere Bewohner brauchen so viel Zuneigung und Nähe, das benötigt Zeit, die wir eigentlich nicht haben.« Das liege nicht an der Einrichtung, betont sie, laut geltendem Personalschlüssel sind alle Stellen im Haus

Ahorn besetzt. Der Pflegebereich brauche insgesamt mehr Ressourcen, das müsse »in der Gesellschaft endlich ankommen«, wünscht sich die Heilerziehungspflegerin. Pflegefachkraft Lucas Neumann geht bereits jetzt davon aus, »dass den Leuten die Bedeutung unseres Berufsstandes wohl endgültig bewusst wurde, dafür braucht es hoffentlich keine zweite Infektionswelle«, sagt er. Die Politik habe im Moment noch andere Prioritäten, aber mittelfristig werde sich das positiv entwickeln, davon ist Neumann überzeugt. Auch er plädiert neben einer angemesseneren Vergütung vor allem für eine bessere personelle Ausstattung im System. Möglicherweise erfolge das eine auch durch das andere, sagt er mit einem Lächeln. »Weil sich dann noch mehr Menschen für diesen tollen Beruf begeistern könnten.« //

»Mittelfristig wird allein die Not dazu beitragen, dass die Tarife steigen werden.«

JOACHIM KÖHN



»Es geht um Menschenleben«



Sommerzeit: Urlaubszeit! Auch während der Coronapandemie. Allerdings unter sehr speziellen Bedingungen. Denn wer aus einem Corona-Risikogebiet zurück in die Bundesrepublik Deutschland möchte, muss zu Hause zunächst in eine zweiwöchige Quarantäne. Was aber, wenn der Urlaub schon lange gebucht war? Was, wenn die Familie der Anlass der Reise ist? So wie bei Indira Rychwalski, die schweren Herzens, aber mit großer Überzeugung eine Familienfeier in Bosnien und Herzegowina absagte.

Von Roelf Bleeker



Nein, leicht habe sie es sich nicht gemacht, sagt Indira Rychwalski. Die Leiterin der Tagespflege im Quartiershaus Am Röttchen in Düsseldorf-Unterrath hat mit ihrer Familie »hin- und herüberlegt und im Familienchat diskutiert«. Als dann aber das Robert Koch-Institut Bosnien und Herzegowina als Risikogebiet auswies, fiel die Entscheidung bei Indira Rychwalski und ihrem Mann ganz schnell: »Die Vernunft muss hier über allem stehen. Es geht um Menschenleben!«

Entsprechend den Vorgaben des Robert Koch-Instituts gilt in der Graf Recke Stiftung: Rückkehrer aus Risikogebieten müssen in der Regel in eine zweiwöchige Quarantäne, bevor sie wieder ihren Dienst aufnehmen können. Klar sei deshalb auch, so Markus Eisele, Theologischer Vorstand: »Wir erwarten, dass Mitarbeitende nicht bewusst in Risikogebiete reisen.«

Für Indira Rychwalski eine Selbstverständlichkeit. Die 57-Jährige nennt eine ganze Reihe von guten Gründen für ihre Entscheidung: »Ich schütze meine Familie dort und auch hier. Es geht nicht allein darum, dass ich mich infizieren könnte, sondern dass ich selbst zum Beispiel mei-

nen 80-jährigen Vater infizieren könnte und nicht weiß, wie er dann in Bosnien versorgt werden kann. Und außerdem würde ich dann ja nach meiner Rückkehr zwei Wochen bei der Arbeit fehlen.«

»UND DANN KAM CORONA ...«

So nüchtern diese Analyse, so emotional ihre Folgen. Natürlich sei es ihr sehr schwer gefallen, abzusagen. »Die Geburtstagsfeier sollte eine Überraschung für meine Großcousine sein, die 70 wird und für uns alle ein großes Vorbild in unserem Leben ist. Und dann kam Corona ...« Als auch noch die Infektionszahlen in Bosnien und Herzegowina sprunghaft anstiegen, gab es für Indira Rychwalski keine Zweifel mehr an ihrer Absage. »Wir müssen diese Zeit irgendwie überstehen. Niemand von uns hat so etwas je mitgemacht, aber wenn wir aus dieser Krise herauskommen, dann gibt es ein Leben nach Corona – und Geburtstag ist jedes Jahr!« Auch die Reise nach Kroatien, die Indira Rychwalski mit einer Freundin seit zehn Jahren regelmäßig gemacht hat, fällt dieses Jahr aus. »Wir haben die Entscheidung lange herausge-

zögert, aber jetzt abgesagt.« Ihren Urlaub nimmt sie trotzdem: »Zu Hause habe ich alles, da vermisse ich nichts.«

Für Indira Rychwalski ist dieser verantwortungsbewusste Umgang mit Reisezielen auch eine Frage der Kollegialität: »Als Leitungskraft bin ich auch Vorbild. Und ich weise meine Mitarbeitenden selbst immer wieder darauf hin, was es bedeutet, wenn sie sich einem Infektionsrisiko aussetzen. Meine Mitarbeitenden zeigen da großes Verständnis.«

Petra Skodzig, Finanzvorstand der Graf Recke Stiftung, setzt auf gute Absprachen in den Teams: »Selbstverständlich können nicht alle Mitarbeitenden ihre Urlaubszeiten bis zu einem Tag X aufschieben, an dem Reisen ins ursprüngliche Reiseziel wieder möglich sind, aber alle sind aufgerufen, gemeinsam gute Lösungen zu finden.«

Erwartet die Leiterin der Tagespflege von Pflegekräften ein besonderes Bewusstsein für die Problematik? »Eigentlich gilt der Anspruch für alle gleich, aber ja, für Pflegekräfte vielleicht noch einen Tick mehr, weil wir aus dem pflegerischen Blickwinkel ein besonderes Verantwortungsbewusstsein haben sollten.« Im Umgang mit Viren und Hygieneregeln seien Pflegekräfte ja nicht erst seit Corona geschult und gerade im Kontakt mit älteren Menschen als Risikogruppe sollte aus ihrer Sicht das Verständnis besonders groß sein. »Das ist sicher nicht vergleichbar mit jemandem, der in einem Konzern allein im Büro sitzt und wenig Kontakte hat.«

Ganz persönlich hat Indira Rychwalskis berufliche Expertise immerhin auch einen Vorteil: Entscheidungen wie die Absage der Familienfeier in Bosnien und Herzegowina trifft sie zwar in Absprache mit ihrem Mann, aber: »Er ist aus einer anderen Branche und verlässt sich deshalb bei so was ganz auf mich!« //



Das Virus zirkuliert,
aber: »Wir haben jetzt
Instrumente, die wir
einsetzen können«



Der Pandemie-Projektstab unter der Leitung von Marek Leczycki ist der Ausbreitung des Coronavirus in der Graf Recke Stiftung bisher mit Erfolg entgegengetreten. Wesentlich dabei geholfen haben Reihentests und das konsequente Tragen von FFP2-Masken, erklärt Marek Leczycki im Interview mit Roelf Bleeker.

Lieber Herr Leczycki, als wir im Frühjahr ausführlich über die aktuelle Coronasituation in der Graf Recke Stiftung sprachen, war Ihre Zwischenbilanz recht positiv. Wie bewerten Sie die aktuelle Lage?

LECZYCKI Wir sind in der Graf Recke Stiftung bislang gut durch die Krise gekommen. Wir haben seit März 35 Menschen mit positiven Tests, von denen 34 wieder genesen sind. Eine Bewohnerin ist mit dem Virus gestorben – jedoch nicht wegen Corona, das Virus war nicht todesursächlich. Unsere Zahlen sind im Vergleich zur Gesamtinzidenz in Deutschland und insbesondere in Nordrhein-Westfalen sehr gut. Aber wenn wir jetzt nachlässig werden und nicht aufpassen, können wir in ein bis zwei Monaten schon ein Problem haben.

Damals fragte ich Sie, wie groß das Verständnis anfangs für die verhängten Maßnahmen gegen die Ausbreitung des Virus in der Graf Recke Stiftung war. Sie sagten, es gab damals Unterstützung wie auch Unverständnis. Wie hat sich das im Laufe der Pandemie entwickelt? Wächst das Verständnis – oder doch eher die Ungeduld und der Wunsch, alles hinter sich zu lassen?

Ich merke schon, dass das Verständnis da ist. Ich muss aber an dieser Stelle auch

sagen: Man erntet keinen Ruhm für erfolgreiche Vorbeugung. Das ist das Präventionsparadox: Wenn man präventiv erfolgreich arbeitet, kann man nicht beweisen, was passiert wäre, wenn wir nicht so penetrant auf den Maßnahmen bestanden hätten. Ich kann aber sehr wohl sagen, dass wir uns zum Beispiel bei den Gesundheitsämtern als Graf Recke Stiftung einen guten Namen erarbeitet haben. Wir sind im guten Austausch mit den Gesundheitsbehörden, und die wissen, dass wir gute Arbeit machen.

Ende Mai startete die Graf Recke Stiftung mit Reihentests in Senioreneinrichtungen in Unterrath. 250 Personen wurden in Zusammenarbeit mit dem Düsseldorfer Gesundheitsamt getestet. Acht Mitarbeitende und fünf Bewohner erhielten positive Testergebnisse. Sie alle zeigten keinerlei Symptome. Sie nannten das damals »einen deutlichen Hinweis auf eine signifikante Dunkelziffer«.

Ja, das ist der Beweis, dass das Virus zirkuliert. Und wenn wir nicht aktiv in die Reihentests gegangen wären, hätte es auch in unseren Einrichtungen weiter zirkuliert. Der erste Schritt ist bei solchen Reihentests immer der schwerste, weil wir da auf Zahlen kommen, die erschrecken können. Aber in dem Moment, in dem wir die infizierten Personen kennen, können wir unsere Maßnahmen noch viel gezielter anwenden und wir können das Infektionsgeschehen wirklich steuern und unkontrollierte Ausbrüche verhindern. Deshalb verfolgen wir das Thema Reihentests kontinuierlich weiter, wenn es dafür auch immer wieder Abstimmungs- und Klärungsbedarf hinsichtlich der Kostenübernahme gibt.

Alle sprechen von der »zweiten Welle«, die erwartet wird. Was erwarten Sie?

Da muss ich erst mal fragen: Was ist die »zweite Welle«? Sind es schon die Zahlen vom August, als wir wieder die Zahlen von Anfang Mai erreicht hatten? Oder ist es

die »zweite Welle«, wenn unser Gesundheitssystem kollabiert? Ganz deutlich wird vor allem, dass das Virus nicht mehr nur in einzelnen zu bestimmenden Kohorten auftritt, also nicht in erster Linie in bestimmten Gruppen, Altersklassen oder an zentralen Orten, sondern im ganzen Land und durch alle Bevölkerungsschichten hindurch. Es gibt zwar immer noch Hotspots wie im März, aber inzwischen zirkuliert das Virus flächendeckend und ist dadurch sehr viel schwieriger zu kontrollieren.

Was bedeutet das für die Graf Recke Stiftung?

Wir haben uns einen Vorsprung erarbeitet können, vor allem aber beruhigt mich, dass wir inzwischen mehr über das Virus wissen und auch Instrumente haben, die wir einsetzen können. Neben den bereits länger bekannten Maßnahmen wie Abstand und Mund-Nasen-Schutz sind unsere wichtigsten Instrumente jetzt die Tests und das Tragen insbesondere von FFP2-Masken. Denn das ist eine signifikante Erkenntnis aus den Reihentests, als wir im zeitlichen Abstand von 14 Tagen getestet und einen deutlichen Unterschied erkannt haben zwischen dem Einsatz von einfachen Mund-Nasen-Schutz nach OP-Standard und den FFP2-Masken: Dort, wo von den Mitarbeitenden FFP2-Masken getragen wurden, hat es keine weitere Verbreitung im Haus gegeben, obwohl das Virus da war! Auch wenn das Virus zwangsläufig immer wieder in die Einrichtungen getragen wird, haben wir Instrumente, um unsere Bewohner und Kollegen zu schützen. //

»Wir erleben Wissenschaft live« – das ausführliche Interview mit Pandemiekoordinator Marek Leczycki in der letzten Ausgabe ist hier nachzulesen.

 www.graf-recke-stiftung.de/wissenlive

Viel Spaß und jede Menge Platz

Corona hat auch die beliebten Ferienfreizeiten der Wohngruppen der Graf Recke Stiftung für Kinder und Jugendliche in diesem Jahr beeinflusst: Fahrten ins Ausland waren tabu, Masken und genügend Abstand gehörten zum Standard. Letztlich waren die Aufenthalte dennoch für alle ein großer Spaß, ob in Brandenburg, in der Eifel oder am Rhein. Mit guten Ideen wird sogar der Ersatz für den ausgefallenen Schwimmbadbesuch ein Fest. Allerdings ein nasses.

Von Achim Graf





Das Erste, was den zehn Jungen aus der Sozialtherapeutischen Wohngruppe (STWG) und den Betreuungskräften in ihrer diesjährigen Ferienfreizeit auffiel, das war der Platz. Viel Platz. Das Jugendbildungszentrum in Blossin ist eigentlich für 250 Kinder und Jugendliche ausgelegt, bei ihrer Ankunft im Juli waren dieses Mal jedoch nur 60 Plätze belegt. Das Land Brandenburg habe dort sonst seine Sommerschulen untergebracht, die aber in diesem Jahr komplett ausgefallen seien, berichtet Gabriele Trojak-Künne, Leiterin des Fachbereichs II der *Graf Recke Erziehung & Bildung*. Gemeinsam mit ihrer Assistentin und Projektleiterin Sabine Pletziger hat sie die Gruppe aus Düsseldorf-Wittlaer besucht – und äußert zufriedene Urlauber angetroffen.

Sicherlich, neben der geringen Auslastung hat Corona auch darüber hinaus einiges verändert. Das hat die STWG, die hier quasi ihre Sommerfrische verbringt, durchaus bemerkt. Gegessen wurde von den anderen Gruppen getrennt in der Mensa und auch die sonst übliche wöchentliche Disko war dieses Mal gestrichen. »Sehr zum Bedauern der Jungs«, wie Gabriele Trojak-Künne anmerkt. Schmerzlich vermisst haben die Jugendlichen genauso den beliebten Polenmarkt in der nahen Grenzstadt Stubice bei Frankfurt an der Oder.

»Dort kaufen sie sonst gerne günstig Klammotten ein«, sagt Sabine Pletziger. Doch wie die Wohngruppe Kompass in diesem Jahr nicht wie üblich nach Kroatien reisen konnte, fiel auch für die STWG der Trip nach Polen aus.

Das war es dann aber mit den durch Corona bedingten Einschränkungen: Aufregende Ausflüge nach Berlin und Potsdam waren für die jungen Reisenden weit mehr als eine Entschädigung. Die 14 Meter hohe Kletterwand auf dem großen Areal des Jugendbildungszentrums begeisterte die zehn Jungen genauso wie die zahlreichen Wassersportangebote in Blossin, von Schwimmen über Surfen und Segeln bis Kanufahren. »Allein die vielen Boote und Bretter auf dem Wolziger See zu sehen, war imposant«, schwärmt Sabine Pletziger.

IN DEN OSTERFERIEN GERNE WIEDER

Ins Schwärmen gerieten auch die vier Mädchen zwischen sechs und zwölf Jahren aus der Hildener Wohngruppe Doki – und sie müssen nicht einmal mehr ein ganzes Jahr warten, bis sie erneut in die Jugendherberge Bingen aufbrechen. »Es war herausragend schön«, zeigt sich Teamleiterin Sabine Walter noch immer völlig begeistert von der diesjährigen Ferienfreizeit und spricht für die gesamte Kleingruppe. Für Doki war es bereits der vierte Besuch am Rhein – und weil die fünf Tage auch dieses Mal so schön, aber so kurz waren, »haben wir für Ostern bereits wieder gebucht«, berichtet Sabine Walter.

Was hat die Reisegruppe nicht alles erlebt in diesen wenigen Tagen: Im großen Außenbereich der Jugendherberge wurden Federball und Boccia gespielt, auf dem nahe gelegenen Reiterhof bekam jedes Mädchen sein eigenes Pferd. »Da kam ihnen die Erfahrung aus unserer Reittherapie sehr gelegen«, meint Sabine Walter. Während eines Ausflugs erkundete die Gruppe zudem einen drei Kilometer langen Barfußpfad, der teilweise sogar durch die Nahe führte. Und weil die Kleinste aus der Gruppe sich das dann doch noch nicht getraut hat, nahm Walters Kollegin sie kurzerhand auf die Schultern. Die größeren Mädchen unterstützten sich auf dem glitschigen Weg durch den Fluss gegenseitig, ganz nach dem Motto: »Gemeinsam schaffen wir das«, freut sich die Teamleiterin.

Eingeholt hat die Pandemie die Reisen dann allerdings auf der Bootstour auf dem Rhein. Nicht alle Mitreisenden hätten sich dort an die Abstandsregeln gehalten, berichtet Sabine Walter. »Unsere Mädchen haben sie dann darauf aufmerksam gemacht.« Überhaupt hätten diese sich

vorbildlich verhalten und wenn nötig stets ihre Masken getragen. Überzeugt hat die Teamleiterin zudem das Hygienekonzept der Binger Jugendherberge: Beispielsweise wurden die Zimmer täglich desinfiziert und das Essen wurde statt des sonst üblichen Buffets nun am Tisch serviert. »Das fanden die Mädchen ein bisschen schade«, sagt sie. Mit etwas Glück sei das allerdings in den Osterferien ja wieder anders.

SAFARIZOO UND SELSELBAHN ALS HIGHLIGHTS

Sicherheit geht in Zeiten der Coronapandemie vor, das mussten auch die sieben Jungen aus der Wittlaerer Gruppe Sirius erfahren: Das große Schwimmbad, eigentlich ein zentrales Element ihres Sommerziels, des Center Parks Eifel, war in diesem Jahr für die Gruppe tabu. Zwar wäre ein Besuch mit vorheriger Reservierung und in einem beschränkten Zeitfenster grundsätzlich möglich gewesen, berichtet Teamleiterin Vivien Eibold. Weil beim Schwimmen und Toben im Wasser ohne Maske die Abstandsregeln zu anderen aber kaum einzuhalten seien, »haben wir aus Sicherheitsgründen das Angebot nicht wahrgenommen. Wir sind ja auch in der Verantwortung.«

Grund für Trübsal gab es für die 11- bis 15-Jährigen allerdings trotzdem nicht – im Gegenteil. Statt Wasserrutsche war in der Eifel als Ersatz eine wilde Wasserschlacht angesagt. Man habe zuvor jede Menge Spritzpistolen und Wasserbomben besorgt, erzählt Vivien Eibold. »Bei den Kids kam das super an.« Das galt auch für die Nachtwanderung, den Besuch im Safarizoo und die Fahrt mit der Sommerrodelbahn ganz in der Nähe. Ein Ausflug führte die Gruppe nach Cochem an der Mosel und dort zur Sesselbahn: Die Fahrt zum 255 Meter hoch gelegenen Aussichtspunkt Pinnerkreuz war laut Eibold dabei »ein echtes Highlight« – im wahrsten Sinne.

Der Center Park selbst erwies sich für die Jungen und ihre Betreuung ebenso als Glücksfall: Die Reisegruppe verteilte sich auf zwei Häuser direkt nebeneinander, das soziale Leben aber fand laut der Teamleiterin in einer der Küchen und im eigenen Garten statt – bei bestem Wetter die gesamte Woche über. Auch der große Spielplatz auf dem Gelände war, stets unter Wahrung des nötigen Abstands, vor allem für die Jüngeren ein Pluspunkt. Insgesamt sei die Ferienfreizeit trotz Corona relativ normal verlaufen – »und war rundum gelungen«, wie Vivien Eibold im Namen aller bekundet. Daher sei das diesjährige Urlaubsziel in jedem Fall eine weitere Reise wert. »Dann allerdings mit Schwimmbad.« //



GEISTESBLITZ

Das Begegnungscafé der Graf Recke Stiftung



Sehnsucht nach gesunder Normalität

Die Coronapandemie hat das Leben aller verändert. Menschen mit psychischer Erkrankung oder geistiger Behinderung stellen die Einschränkungen jedoch vor besondere Herausforderungen. Durch das außergewöhnliche Engagement der Teams vor Ort konnte in der *Graf Recke Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* zum Glück einiges aufgefangen werden, zudem finden einzelne Angebote inzwischen wieder statt. Doch der Wunsch nach dem gewohnten Alltag ist bei vielen Akteuren groß. Dabei geht es um Tagesstruktur, um soziale Kontakte – oder einfach nur um einen Parkplatz.

Von Achim Graf

Das hatten Sabine Henne und Linda Paetke vor der Coronapandemie noch nie erlebt: Klienten, die zu ihren Angeboten in der Tagesstätte für psychisch erkrankte Menschen lange vor dem vereinbarten Termin eintreffen. Nur wenige Maßnahmen finden derzeit statt. Doch nachdem die beiden Bezugsmitarbeiterinnen und ihre vier Kolleginnen und Kollegen das Programm im Sozialpsychiatrischen Zentrum der Graf Recke Stiftung in Düsseldorf-Grafenberg wochenlang komplett aussetzen mussten, war die Sehnsucht bei vielen offensichtlich groß. »Vor Corona mussten wir die Menschen eher motivieren«, berichtet Sabine Henne lachend. Doch von diesem positiven Aspekt einmal abgesehen standen und stehen auch sie, wie der gesamte Geschäftsbereich *Graf Recke Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik*, weiterhin vor großen Aufgaben.

Denn viele ihrer derzeit 28 Klienten, die in der Regel an mindestens drei Tagen in der Woche für meist drei Stunden an die Grafenberger Allee kommen, um sich dort eine Tagesstruktur und Kompetenzen zu erarbeiten, haben gelitten. Denn diese Struktur fiel seit März auf einmal weg, von heute auf morgen: Werken oder nähen, PC-Training oder Konzentrationsübungen, all das war plötzlich nicht mehr möglich. Auch das Café Geistesblitz am gleichen Standort, für eini-

ge auch ihr Platz im Rahmen einer Arbeitstherapie, musste schließen. »Alle sozialen Kontakte fielen auf einmal weg«, sagt Linda Paetke. Dabei sei die Gemeinschaft ein wichtiger Aspekt der Tagesstätte. Gerade für psychisch Erkrankte sei es »eine sehr schwierige Zeit gewesen«.

Dabei versuchten Sabine Henne und Linda Paetke alles, um in der Zeit des Lockdowns die Verbindung zu ihren Klienten so gut wie möglich aufrechtzuerhalten. »Wir hatten zu allen telefonisch Kontakt, mindestens zweimal in der Woche«, sagt Sabine Henne. Einige hätten es dennoch nicht geschafft, morgens überhaupt aufzustehen, »sie durften ihre Wohnungen ja kaum noch verlassen«. Das Wichtigste sei in dieser Zeit gewesen, den Menschen ihre Ängste zu nehmen, meint Linda Paetke, »ihnen klarzumachen, dass wir im Notfall hier und für sie da sind.« Und dennoch ging es einigen von Woche zu Woche schlechter. »Die psychischen Einbrüche kamen nach und nach – und wir konnten ja selbst nicht abschätzen, wie lange der Lockdown dauert«, sagt sie.

MIT DER ZEIT KAM UNRUHE AUF

Auch für Ruth Reuber, Bereichsleiterin für das betreute Wohnen und besondere Wohnformen in den Häusern an der Wilhelm-Tell-Straße und der Humboldtstraße, war dies »eine große Herausforderung«: Sie und ihr 28-köpfiges Team betreuen aktuell 125



Klienten mit psychischen Erkrankungen, die in der Düsseldorfer Innenstadt in Einzelwohnungen oder Wohngemeinschaften leben – und nicht selten an der Grafenberger Allee ihre Arbeits-, Beschäftigungs- oder Ergotherapie-Maßnahmen durchlaufen oder die Tagesstätte besuchen. Normalerweise. Doch ab März war vieles eben nicht mehr normal. »Es war schon spürbar, dass mit der Zeit Unruhe aufkam«, sagt sie.

Und doch spricht Ruth Reuber vom Glück im Unglück, was der guten Pandemieplanung der Stiftung geschuldet sei und ihrem »tollen Team«, wie sie sagt. Als die strengen Auflagen galten, habe man unter den Mitarbeitenden sofort zwei Gruppen gebildet und den Dienstplan so gestaltet, dass diese sich fortan nicht mehr begegnet seien. So konnte im Heimbereich stets eine Fachkraft vor Ort sein oder bei Bedarf auch beim betreuten Wohnen. Mit Mundschutz und auf Abstand, versteht sich.

Physische Kontakte habe man dennoch auf ein Mindestmaß reduziert, erzählt Ruth Reuber. »Die Bezugsmitarbeitenden haben die Klienten meist telefonisch kontaktiert und ihre Wünsche und Bedarfe abgeklärt«, sagt sie. Dann habe man Listen erstellt, Lebensmittel, Drogerieartikel oder Medikamente organisiert und vor die Tür geliefert. Sehr zeitaufwendig sei das am Anfang gewesen, man habe oft durch mehrere Geschäfte gemusst, um alles zu bekommen. »Die Klienten aber haben gemerkt, dass wir uns kümmern.« Das Team wurde durch Corona im Zusammen-

halt sogar noch gestärkt, davon ist Reuber überzeugt. »Alle waren und sind topmotiviert, auch die Absprachen haben super funktioniert.« Gemerkt habe man das an Kleinigkeiten, sagt sie. Wenn beispielsweise jemand Klopapier ergattert hatte und dieses im Anschluss gerecht verteilt wurde.

Auch Frank Schwanz lässt auf seine Mannschaft im Haus Haarbachhöfe in Ratingen nichts kommen, das gilt für die Bewohnerinnen und Bewohner wie die Mitarbeitenden gleichermaßen: 32 Menschen mit geistigen und komplexen Mehrfachbehinderungen leben hier in der Einrichtung des Heilpädagogischen Verbunds der Graf Recke Stiftung in vier Gruppen auf zwei Etagen, 22 Mitarbeitende kümmern sich »rund um die Uhr« um sie, wie der Bereichsleiter betont. Er habe in dieser Zeit eine unglaubliche Bereitschaft bei allen gespürt. »Das war ja sehr anstrengend, auch körperlich. Das ist keine Selbstverständlichkeit«, findet er.

Und in der Tat arbeitete auch Frank Schwanz zu Beginn der Pandemie fast drei Wochen lang am Stück. Es galt schließlich viel umzusetzen und neu zu organisieren: Die Werkstätten für Behinderte, in denen ein Großteil der Bewohner sonst arbeitet, hatten geschlossen. Besuche von Angehörigen waren untersagt, der Kontakt untereinander zu vermeiden. »Die Struktur war weg, dadurch entwickeln sich auch Ängste«, sagt er. Und dennoch hätten 80 Prozent der Bewohner, die mit nur leichter geistiger Behinderung zumal, das mit den Masken und dem Abstand gut

umgesetzt. Andere hätten dagegen »die Welt nicht mehr verstanden«, sagt er. »Wir sahen mit unserer Schutzkleidung ja zum Teil aus wie vom Mars.«

GARTENCAFÉ WIRD ISOLATIONSSTATION

Doch die Bewohner sind oft mehrfach vorerkrankt und bedürfen daher eines besonderen Schutzes. Nur durch die strengen Maßnahmen konnte das Infektionsgeschehen kontrolliert werden. Ganz sei das dennoch nicht gelungen, sagt Frank Schwanz. Eine Mitarbeiterin hatte sich infiziert. Anhand des ausgearbeiteten Pandemieplans wurden daraufhin die Kontakte im Haus zurückverfolgt »und die Betroffenen vorsorglich in Quarantäne gesetzt, ich eingeschlossen«, berichtet er. Die Gruppen und Mitarbeitenden wurden ebenfalls getrennt, bewegten sich stets nur noch mit den jeweils gleichen Kollegen auf einer Etage.

Mit »viel Mühe und Zeit« habe man zudem eine Testung aller im Haus durchgesetzt, erzählt der Bereichsleiter – und eine Bewohnerin wurde tatsächlich positiv getestet. Zur Sicherheit habe man die Frau ins Krankenhaus gebracht, sie habe aber zum Glück nur leichte Symptome entwickelt. In der Folge wurde das Gartencafé im Erdgeschoss zur Isolationsstation umgewandelt. »Das Ganze hat unser Haus natürlich auf den Kopf gestellt, das macht was mit den Menschen«, sagt Frank Schwanz. Inzwischen aber habe sich die Situation beruhigt, auch weil die fittesten Bewohner seit 15. Juni wieder zur Arbeit



Ob im heilpädagogischen Haus Haarbachhöfe in Ratingen (rechts) oder in der Ergotherapie des Sozialpsychiatrischen Verbunds: Corona brachte einiges durcheinander.

dürfen. Allerdings waren das zunächst lediglich vier.

ARBEIT IN KLEINEREN GRUPPEN

Auch die Tagesstätte an der Grafenberger Allee fährt ihr Angebot nur ganz allmählich wieder hoch. Möglich seien seit Mai Einzelbetreuung sowie die Arbeit in kleineren Gruppen, berichtet Sabine Henne. So findet etwa das Stressbewältigungstraining für psychisch kranke Menschen im Moment statt für acht derzeit nur für vier Klienten gleichzeitig statt. Das Gesamtangebot ist daher deutlich ausgedünnt.

Das Café Geistesblitz hat seit Mitte Juni ebenfalls wieder geöffnet, vorerst nur an Samstagen. Während der Woche werde der Raum für andere Angebote benötigt, um auch hier den notwendigen Abstand zu gewährleisten, erläutert Linda Paetke. Man spüre jedoch, dass die Menschen, die regulär im Café arbeiten, gerne eine Perspektive hätten, sagt sie. »Sie fühlen sich dort mehr integriert in die Gesellschaft.« Die angestrebte Inklusion sei im Moment in der Tat »etwas lahmgelegt«, wie die Bezugsmitarbeiterin befindet. In diesem Sinne sei die Samstagslösung immerhin ein Anfang. »Und dadurch, dass die Leute so zufrieden sind, sind wir es auch«, sagt sie.

MANCHES WIRD MAN BEIBEHALTEN

Bei Ruth Reuber ist die Erleichterung ebenfalls groß, das ist ihr sogar im Videointerview anzumerken. Dass ein Teil der Klienten nun wenigstens einige Stunden pro Woche wie-

»Die Struktur war weg, dadurch entwickeln sich auch Ängste.«

FRANK SCHWANZ

der zur Tagesstätte oder zur Arbeitstherapie fahren könne, »das ist ein Stück gesunde Normalität«, wie die Bereichsleiterin es ausdrückt. Bis vor Kurzem sei für Klienten, die von Angehörigen oder aus der Klinik zurückkamen, zudem eine zweiwöchige Quarantäne verpflichtend gewesen. In einer WG etwa galt dann ein strenger Zeitplan, an den sich »alle gehalten haben«. So durften etwa die Betroffenen nicht mit ihren Mitbewohnern in Küche oder Bad zusammentreffen; eine echte Schwierigkeit.

Anderes aus der Pandemiezeit hingegen werde man möglicherweise freiwillig beibehalten, verrät Ruth Reuber. Die eine oder andere Teambesprechung per Videokonferenz zum Beispiel. Oder auch Beratungsgespräche mit Klienten übers Telefon. »Es gibt tatsächlich Einzelne, die können dabei offener reden als von Angesicht zu Angesicht«, so ihre Erfahrung. Für

ihre Mitarbeitenden fiele dann zudem die extrem schwierige Suche nach einer Parkmöglichkeit beim Klienten weg.

Denn auch das war eine überraschende Folge von Corona: Da viele nun im Homeoffice arbeiteten, standen ihre Autos nicht auf einem Firmenparkplatz, sondern blockierten stattdessen die Stellplätze in den Wohnvierteln. //

»Ich hatte Angst, wir könnten sterben«



Die Krankheit habe sie »komplett aus der Bahn geworfen«, sagt Özlem Kaya, hier auf einem privaten Foto aus Vor-Coronazeiten.

Özlem Kaya erkrankte im Frühjahr am Coronavirus. Und nicht nur sie: Ihre ganze Familie wurde wochenlang durch das neuartige Virus niedergestreckt. Die Sozialarbeiterin, die im Sozialpsychiatrischen Verbund arbeitet, empfand diese Zeit als lebensbedrohlich. Heute hat die 35-Jährige einen ganz anderen Blick auf die Pandemie – und sie warnt eindringlich all jene, die das Virus für harmlos halten.

Als meine Mutter krank wurde, haben wir erst überhaupt nicht an das Virus gedacht. Was wir darüber wussten, war, dass es mit hohem Fieber und trockenem Husten einhergeht, aber das hatte meine Mutter nicht. Und als ich zwei Tage später Gliederschmerzen bekam, habe ich das zunächst auf einen Muskelkater geschoben, weil ich kurz vorher joggen war. Ich hatte keinen Husten und kein Fieber, habe mich ausgeruht und es wurde besser. Aber am vierten Tag ging es dann bergab: Ich kam nicht mehr aus dem Bett, war richtig krank. Einen Tag später wurden wir getestet: Meine Mutter, mein Vater, meine jüngere Schwester, mein jüngerer Bruder und ich, wir alle waren infiziert. Das passierte alles in weniger als einer Woche.

Ich war noch im Dienst, als es abends bei mir anfang. Zum Glück bin ich danach nicht mehr arbeiten gegangen. Im weiteren Verlauf bekam ich dann alle möglichen Symptome: Zu den starken Gliederschmerzen kamen Kreislaufprobleme, Bauchschmerzen, auch der Geschmacks- und Geruchssinn ging nach zwei Tagen verloren. Ich hatte gar keine Kraft mehr für irgendwas. Ich kam zu Hause kaum mehr die Treppe hoch, musste mich zwischendurch hinsetzen, damit ich es überhaupt in mein Zimmer schaffte. Das hat mich komplett aus der Bahn geworfen. Ich konnte nicht duschen, mich nicht umziehen. Mein Bruder wurde stationär behandelt, weil er tagelang sehr hohes Fieber hatte, das ging gar nicht runter, und es kam noch eine Lungenentzündung hinzu. Meine Mutter ist in der Nacht einmal bewusstlos geworden, sie lag auf der Intensivstation. Mein Vater war insgesamt sechs Wochen krank. Am besten hat

es meine jüngste Schwester verpackt: Vier Tage mit Fieber im Bett, innerhalb von fünf bis sechs Tagen war es bei ihr aber wiedergut.

Ich habe diese Wochen als lebensbedrohlich empfunden. Wir waren krank zu Hause, keiner konnte uns richtig helfen. Ich hatte Angst um meine Familie, habe gedacht, wir könnten sterben. Es gibt ja kein richtiges Medikament dagegen.

DAS VIRUS UNTERSCHÄTZT

Ob ich das Virus vorher unterschätzt habe? Definitiv! Ich hätte nicht gedacht, dass es so starke Auswirkungen haben kann. Ich war früher fast nie krank, aber dieses Virus hat mich körperlich sehr erschöpft. Ich bin ja jetzt schon länger wieder fit, aber nicht hundertprozentig, nicht wie vorher. Ich merke, dass mich schon Kleinigkeiten umhauen. Es gibt immer noch Nachwirkungen mit Magenschmerzen und Kopfschmerzen. Mit Sport kann ich noch nicht so weitermachen wie vorher.

Heute habe ich einen anderen Blick auf dieses Virus. Ich habe auch vorher schon aufgepasst, bei der Arbeit und privat: Abstand, Maske tragen. Aber danach habe ich mich richtig schwergetan, die sozialen Kontakte wieder aufzunehmen. Ich wollte nicht, dass jemand das durchmachen muss, und es auch selbst nicht noch mal erleben. Ich möchte natürlich, nur wenn jemand hustet, nicht überdrehen, aber ich achte jetzt noch viel mehr darauf, mich selbst und andere nicht in Gefahr zu bringen.

Wenn manche Menschen wüssten, was diese Krankheit mit einem macht und wie man unter den Folgen leidet, wären sie viel vorsichtiger und würden auf vieles verzichten. // Aufgezeichnet von Roelf Bleeker.

recke:rückblick

Vor zehn Jahren:
Ausgabe 3/2010 der recke:in

Fair gehandelt

Auf den folgenden Seiten dieses Heftes lesen Sie einiges zum Jahresthema »Nachhaltigkeit« der Graf Recke Stiftung. Da tut sich einiges! Aber schon vor zehn Jahren hat sich die Graf Recke Stiftung auf den Weg gemacht und sich an der »Fairtrade-Town«-Kampagne beteiligt. Gemeinsam mit zahlreichen Gemeinden und anderen Institutionen hat die Stiftungsverwaltung, wie vor zehn Jahren in der recke:in 3/2010 angekündigt, auf fair gehandelten Kaffee, Tee und Zucker umgestellt. Seitdem wird in der Graf Recke Stiftung »fair getrunken«. Und die Stadt Düsseldorf darf sich seit 2011 als »Fairtrade-Town« bezeichnen.

Weitere Infos:  www.fairtrade-towns.de/fairtrade-towns/stadt/duesseldorf

recke:infos

Der Norden trinkt fair

„Freunde des fairen Handels“ haben ein Ziel: Düsseldorf soll **Fairtrade-Town** werden. Nun werden Mitstreiter gesucht.



Das Logo der Fairtrade-Town-Kampagne, an der sich auch die Graf-Recke-Stiftung beteiligen wird.

Von Annegret Wolff

Vor mehr als einem Jahr haben die Gemeinden der Evangelischen Kirchen im Rheinland vom Landeskirchenamt ein Schreiben mit dem Aufruf „1000 Gemeinden trinken fair“ bekommen. Dies hat sich inzwischen die Kaiserswerther Kirchengemeinde zu eigen gemacht, sodass in ihren Veranstaltungen fortan fair gehandelter Kaffee getrunken wird. Damit leistet auch sie ihren Beitrag zu mehr Gerechtigkeit im Welthandel. In diesem Frühjahr ist im Düsseldorfer Norden ein Projekt entstanden, dem sich die evangelischen und katholischen Gemeinden angeschlossen haben. Das Ziel der Kampagne: Der Düsseldorfer Norden soll auf Bezirksebene von „TransFair“ als „Fairtrade-Town“ zertifiziert werden. Auch der Vorstand der Graf-Recke-Stiftung plant, sich an der Kampagne zu beteiligen.

Wie funktioniert die Kampagne? Fairtrade-Towns bringt unterschiedliche Akteure aus Handel, Politik und Zivilgesellschaft zusammen. Um die Zertifizierung zu erlangen, müssen einige Kriterien erfüllt werden. Dazu gehört zum Beispiel, dass eine bestimmte Anzahl von Einzelhandelsgeschäften und Gastronomiebetrieben Produkte aus dem fairen Handel anbieten. In öffentlichen Einrichtungen wie Schulen, Vereinen und Kirchen werden Fairtrade-Produkte verwendet und es werden dort Bildungsaktivitäten zum Thema „Fairer Handel“ durchgeführt.

Freunde des fairen Handels haben sich in der „Initiative Fairer Handel im Düsseldorfer Norden“ in den letzten Monaten zusammengefunden und werben für den Fairen Handel und die Kampagne Fairtrade Towns. Das Vorhaben ist sehr weit gediehen, da es auch von der Politik, also der örtlichen Bezirksvertretung im Düsseldorfer Norden, gewünscht und gefördert wird. Bei allen Sitzungen der Ausschüsse sowie im Bezirksvorsteherbüro wird Fairtrade-Kaffee sowie ein weiteres Produkt aus Fairem Handel verwendet.

Für den Herbst und auch fürs nächste Jahr sind Veranstaltungen geplant. So fand bereits auf dem Knab'schen Hof das Erntedankfest und am dritten und vierten Advent der alljährliche Weihnachtsmarkt mit fair gehandelten Produkten statt. Auf dem Stiftsplatz in Kaiserswerth gibt es an jedem zweiten Sonntag im Monat Verkostungen und einen Informationsstand mit wechselnden Themen zum fairen Handel.

Das ganze Unternehmen wird durch ehrenamtliches Engagement von Bürgerinnen und Bürgern aus dem Düsseldorfer Norden getragen und ist langfristig angelegt. Sollte der eine oder die andere Interesse an Mitarbeit haben, ist er oder sie jederzeit herzlich willkommen. Interessenten wenden sich an die Autorin dieses Artikels, Heinrich-Holtschneider-Weg 66, Tel.: 0211-2007894.

www.fairtrade-duesseldorf.de

3/10



Mehr hoffen und mehr lieben!



»Und Gott sah alles an, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut!« So endet die biblische Schöpfungserzählung. Den meisten von uns bestens bekannt und implizit ein klarer Auftrag, die Schöpfung gut zu erhalten. Die Realität indes sieht anders aus. Wir sind dabei, die ökologischen Grenzen des Planeten zu sprengen.

Wie Schöpfungsverantwortung aussehen und mit wie viel Liebe man die Natur schützen kann, zeigt mir unsere Aktion »Wir Zukunftskünstler*innen«. Im Januar hatten wir den »Graf Recke Zukunftspreis für Nachhaltigkeit« ausgerufen und unzählige Anmeldungen erhalten. Nur einige Beispiele: Kita-Kinder haben ein eigenes kleines Buch gestaltet, wie sie sich engagieren. Jugendliche aus den Wohngruppen haben einen »Dreck-weg«-Tag organisiert. Es gibt einen neuen Umweltführerschein für Klien-

ten und erste Erfahrungen mit nachhaltigem Essen in den Pflegeeinrichtungen in Hilden. Unsere Verwaltungen sparen durch den vermehrten Einsatz von elektronischen Rechnungen und digitalen Akten hunderttausende Bögen Papier und jede Internet-Suche in der Stiftung läuft über die Suchmaschine Ecosia, die ihre Gewinne in das Pflanzen von Urwaldbäumen investiert. Mit unseren »Challenges« bringen wir in jedem Monat ein anderes Thema nach vorne. Unzählige Graf-Recke-Radler haben im Juni in die Pedale getreten und bewiesen: Nicht jeder Weg muss mit dem Auto zurückgelegt werden. Im Juli haben die Bewohnerinnen und Bewohner des Service-Wohnens Düsseldorf gezeigt, dass sie es ernst meinen damit, in ihrem Garten einen Rückzugs- und Lebensraum für Insekten zu schaffen. Es tut sich also etwas. Großartig!

»ALLES IST ERLAUBT, ABER NICHT ALLES IST HILFREICH«

Liebe ist, denke ich, ein entscheidendes Kriterium für Nachhaltigkeit. Nur was man liebt, schützt man. Ohne Liebe zur Natur und Liebe zum Nächsten sorgen wir auch nicht gut für unser gemeinsames Haus. Zum christlichen Glauben gehört dann auch die Einsicht: »Alles ist erlaubt, aber nicht alles ist hilfreich.« (1. Korintherbrief, 10. Kapitel)

Die hier angesprochene Freiheit ist direkt der Liebe und der Ehrfurcht vor allem Lebendigen verpflichtet. Daraus folgt, dass wir unseren Lebensstil selbstkritisch prüfen und nicht einfach den Konsumstandards dieser Welt folgen. Übrigens müsste man, so habe ich kürzlich gelesen, die Vaterunser-Bitte »Gib uns unser tägliches Brot« präziser so übersetzen: Gib uns das für jeden Tag ausreichende Brot, gib uns gute, nachhaltige Speise! Die Vaterunser-Bitte enthält so eine schon in ältester Zeit verankerte Warnung vor Überkonsum und Maßlosigkeit.

»GLAUBEN BEDEUTET, IMMER EIN BISSCHEN MEHR ZU HOFFEN, ALS ES DIE UMSTÄNDE EIGENTLICH ZULASSEN«

Mich bewegt die Frage: Wie können wir als diakonische Graf Recke Stiftung unserer Verantwortung für die Generation unserer Kinder und Enkel gerecht werden? Indem wir uns sowohl sozialdiakonisch als auch nachhaltig für eine lebenswerte Zukunft einsetzen. Keine Frage: Angesichts von engen Kostenvorgaben in der Wohlfahrtspflege braucht die Bewahrung der Schöpfung als Lebensgrundlage aller viel Kreativität und auch Ausdauer.

Glaube ich daran, dass unser Einsatz für Nachhaltigkeit etwas bewirkt? Von Heinrich Albertz, der Regierender Bürgermeister von Berlin und evangelischer Pfarrer war, habe ich gelernt: »Glauben bedeutet, immer ein bisschen mehr zu hoffen, als es die Umstände eigentlich zulassen.« Und weil »mehr zu hoffen« eine diakonische Kernkompetenz ist, bin ich von Zuversicht getragen. Gott, der Schöpfer allen Seins, hat der Menschheit und uns seine Schöpfung in die Hände gelegt. Sie mit Liebe in Dankbarkeit zu nutzen, zu behüten, zu pflegen und zu bewahren, traut er uns zu. Wir sollten es uns auch zutrauen. //

 www.graf-recke-stiftung.de/zukunftskunst



Nicht gleich vom Zehn-Meter-Brett springen

Von weither eingeflogene exotische Früchte, in Plastik verpackte Lebensmittel, zu viel Fleisch auf dem Tisch – Ernährung hat nicht nur Einfluss auf unsere Gesundheit, sondern auch auf die Umwelt. Mit ein paar alltäglichen Veränderungen im Ernährungsverhalten kann jeder etwas für die Klimabilanz und die Artenvielfalt tun. So weit die Theorie. Und was heißt das in der Praxis? Antworten suchten Ernährungsexperten und Stiftungsmitarbeitende in einem Workshop samt gemeinsamem Kocherlebnis.

Von Roelf Bleeker

Das Café Geistesblitz, Begegnungsort für Menschen mit und ohne psychische Erkrankungen, ist an diesem Abend der Ort für eine andere bunte Runde: Mitarbeitende, darunter auch Küchenleiter, der Graf Recke Stiftung treffen sich in Düsseldorf-Grafenberg mit Ernährungsexperten zum Koch-Workshop »Nose to tail und Leaf to root«. Bedeutet: Fleischverarbeitung vom Kopf bis zum Schwanz und Gemüseverwertung vom Blatt bis zur Wurzel. Ein Beitrag zur Nachhaltigkeit, die unter dem Titel »Zukunftskunst« Jahresthema der Graf Recke Stiftung ist.

Karl Hermann Wagner und sein Team von Procuratio haben dazu eingekauft: Auf langen Tischen stapeln sich Gemüse, Obst und andere Zutaten für diesen Abend. Procuratio ist eine Gesellschaft für Dienstleistungen im Sozialwesen mit knapp 1.300 Mitarbeitenden und Gesellschafter der DiFS GmbH, der Dienstleistungstochter der Graf Recke Stiftung. Procuratio-Gründer Karl Hermann Wagner und sein Team betonen: Alles stamme aus der Region, auch scheinbar exotische Sorten, die inzwischen auch in Deutschland angebaut werden. Auf Fleisch muss heute Abend auch keiner verzichten: Es gibt Flanksteak – von einer 14 Jahre alten Milchkuh. 18 Stunden geschmort, versichern die Fachleute, sei das ebenso zart wie das Fleisch von Rindern, die üblicherweise nicht älter als zwei Jahre werden, bis sie auf dem Teller landen.

VORSTAND WIRD ZUR KÜCHENHILFE

Dem theoretischen Teil folgt die Tat. Vorstand und Geschäftsbereichsleiter werden zu Küchenhilfen, den Takt geben neben den geladenen Profis die Küchenchefs aus den Einrichtungen der Graf Recke Stiftung vor. Es wird eifrig geschnibbelt, gerührt und gehackt. Das daraus resultierende reichhaltige Buffet genießen und loben alle Beteiligten anschließend gemeinsam. Mit der Erkenntnis: »Nachhaltig kann sehr lecker sein.«

Wir

ZUKUNFTS KÜNSTLER INNEN

Bleibt die Frage der anwesenden Vertreter der Graf Recke Stiftung: Wie setze ich die erstrebenswerten Ansprüche in der Graf Recke Stiftung um? »Frühstück, Mittag- und Abendessen für rund fünf Euro am Tag, das ist ein schon jetzt nicht auskömmliches Budget«, rechnet Jürgen Büstrin, Geschäftsführer des Seniorenheims Haus Berlin, vor. Der Leiter des Sozialpsychiatrischen Verbunds, Reimund Weidinger, verweist auf die Selbstbestimmung seiner Klienten: »Ich kann ihnen nicht verordnen, was sie essen sollen.« Und Guido Krähahn, der im Selbstständigkeitsbereich der Jugendhilfe tätig ist, erklärt: »Die Idee der Nachhaltigkeit endet oft dort, wo die Selbstständigkeit beginnt.«

Der Hinweis von Karl Hermann Wagner – »Bio ist teuer, da muss ich anderswo einsparen« – führt an diesem Abend noch zu eher skeptischen Reaktionen. Nicht schlimm, anderntags gibt es ja im zweiten Teil des Workshops Gelegenheit zur weiteren Diskussion. Den Abend beschließt eine Tour übers großzügige Gelände der *Graf Recke Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* – jetzt sind es die Ernährungsexperten, die den Erklärungen des Geschäftsbereichsleiters Weidinger lauschen.

»NICHT NUR SCHADE, WENN ES NICHT MEHR PIEPST«

Am anderen Morgen an anderem Ort: Die 16-köpfige Gruppe trifft sich im Windrather Tal bei Velbert wieder. Zwischen den idyllischen Hügeln des Bergischen Landes bewirtschaftet eine Betriebsgemeinschaft den alten Schepershof mit Garten- und Ackerbau, Kühen und Schweinen und einer Käserei. Die Produkte, nach den Richtlinien des »Anbauverbandes demeter« erzeugt, verkauft die Betriebsgemeinschaft im Hofladen. An diesem Morgen zeichnet Felix Prinz zu Löwenstein, Vorstandsvorsitzender des Bundes Ökologische Lebens-

mittelwirtschaft und Autor des Buches »Food Crash«, zunächst das globale Bild: Ein Viertel der Treibhausgase entstehe aufgrund der Erzeugung von Lebensmitteln, so der 66-Jährige, der selbst Biolandwirt ist. Eindrücklich stellt er dar, wie Stickoxide und Ammoniak der konventionellen Landwirtschaft das Klima aufheizen und ackerbauliche Monokulturen die Vielfalt der Arten gefährden. »Es ist ja nicht nur schade, weil es nicht mehr so piepst«, sagt der Agrarwissenschaftler, »sondern das ist ein Zeichen dafür, dass das, was uns am Leben erhält, nämlich das Ökosystem, massiv in Gefahr gerät«. Seine Berufskollegen sieht er dabei durchaus auch als Opfer: »Wenn wenigstens die Bauern zufrieden wären, gäbe es ja zumindest jemanden, der es ist.« Doch selbst die litten unter dem Status quo, wie vielfache Bauernproteste und das Höfesterben zeigten. Die Landwirtschaft müsse umdenken und zu einem »stabilen System ohne Krücken« werden, fordert Prinz von Löwenstein.

Wo aber ist nun der konkrete Ansatz zur Verbesserung des bekannten Problems für die Graf Recke Stiftung? Procuratio-Gründer der Wagner appelliert: »Der erste Schritt ist der halbe Weg.« Was aber kann die Sozialwirtschaft mit ihrem »engen Kostengerüst« konkret tun, fragt nicht nur Petra Skodzig, Finanzvorstand der Graf Recke Stiftung. Die Experten verweisen auf kleinere und größere Maßnahmen: teureres Gemüse kaufen, aber selbst waschen und damit Kosten wie-

der reduzieren, zum Beispiel mithilfe eines Inklusionsbetriebes; Wertschöpfungsketten kürzer gestalten, indem die Lebensmittel direkt beim Landwirt eingekauft werden. Aber auch in den Emissionshandel könnten soziale Unternehmen in Zukunft einsteigen, meint Karl Hermann Wagner.

»ERKLÄREN, BEGEISTERN, ÜBERZEUGEN«

»Wir müssen nicht gleich vom Zehn-Meter-Brett springen«, zieht Markus Eisele, Theologischer Vorstand der Stiftung, den Vergleich zu ersten Schwimmbaderfahrungen. »Zu Anfang reicht es auch, vom Beckenrand hineinzuklettern. Unsere erste Aufgabe als sozialer Träger ist natürlich der soziale Dienst für die Menschen, da sehen wir uns an vielen Stellen in Anspruch genommen.« Dennoch wolle die Graf Recke Stiftung mit kleinen Projekten Zeichen für die Nachhaltigkeit setzen, wie sie es schon jetzt tut: mit einer Streuobstwiese samt pädagogischem Konzept für die eigenen Schulen und Kitas oder dem Jobrad-Angebot für ihre Mitarbeitenden. Und auch Sozialpädagoge Guido Krähahn ist angesteckt von der Aufbruchstimmung: »Ich kann junge Menschen in der Selbstständigkeit nicht nötigen, sich nachhaltig zu ernähren. Aber auch wenn wir nicht alle erreichen: Wir können erklären, begeistern und überzeugen.«

Ein Besuch auf dem Schepershof kann da helfen. Bei der abschließenden Führung durch großzügige Ställe und über sonnige Felder vermittelt Karla Ulber ihren Gästen das Konzept der Betriebsgemeinschaft, inklusive Begegnung mit glücklichen Kühen, Kälbchen und Schweinen. Unterm betriebseigenen Windrad noch ein Gruppenfoto, dann kehren die Teilnehmenden zurück in den Alltag – mit neuen Informationen und Inspirationen und der Botschaft: Es muss nicht gleich das Zehn-Meter-Brett sein. //



73 Mitarbeitende der Graf Recke Stiftung beteiligten sich beim »Stadtradeln« des Netzwerks Klima-Bündnis. Insgesamt 17.437 Kilometer legten sie innerhalb von drei Wochen auf dem Rad zurück und vermieden dadurch rechnerisch 2,5 Tonnen CO₂. Die Fahrradfans Sven Albertz und Jörg Brendjes waren dabei die aktivsten Umweltschützer – und kamen sich zuweilen vor wie im Urlaub.

Von Achim Graf

Einmal Nepal und zurück

Jörg Brendjes hat beim Stadtradeln »die Umgebung noch einmal ganz neu kennengelernt«.



17.437 Kilometer, das ist eine gewaltige Entfernung. Sie entspricht ungefähr der Fahrstrecke von Deutschland nach Nepal – und zurück. Doch genau diese Kilometeranzahl haben 73 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Graf Recke Stiftung innerhalb von nur drei Wochen insgesamt zurückgelegt, und zwar auf dem Fahrrad. Im Rahmen der bundesweiten Kampagne »Stadtradeln« des Netzwerks Klima-Bündnis taten sich zwei Teilnehmende der Stiftung besonders hervor. Sie alleine waren für mehr als 1.500 der gefahrenen Kilometer verantwortlich.

INNIGE BEZIEHUNG ZUM FAHRRAD

Sven Albertz, Lehrer an der Förderschule 1 in Düsseldorf-Wittlaer, setzte sich bei der Aktion als Einzelteilnehmer mit 842,3 Rad-Kilometern stiftungsintern an die Spitze; nur die Familie von Stiftungspfarrer Dietmar Redeker schaffte mehr, allerdings als Dreier-Team. Überraschend kam das nicht: »Die Beziehung zu meinem Fahrrad ist eine sehr innige«, meint Sven Albertz mit einem Lachen. Denn in der Tat bemüht sich der 46-Jährige schon seit einiger Zeit, sein Auto möglichst oft stehen zu lassen: Er fährt mit dem Rad zum Supermarkt, mit seinen drei Kindern zur Schule – und regelmäßig zur Arbeit. Von seinem Wohnort Neuss aus sind das hin und zurück immerhin rund 36 Kilometer. Für seinen Spitzenplatz beim Stadtradeln war das in der Endabrechnung »schon die halbe Miete«, wie er sagt.

Denn während der drei Wochen war Sven Albertz nur an einem einzigen Tag nicht mit seinem Trekking-Rad nach Wittlaer gekommen, rund 360 Kilometer kamen so zwischen 29. Mai und 18. Juni zusammen, wie ihm seine Fahrradapp verriet. Hinzu addierten sich mehrere Einkaufsfahrten und immer wieder kurze Runden zwischen 5 und 7,5 Kilometern am Morgen oder Abend, »um in den Tag rein- oder rauszukommen«. Entscheidend für den Erfolg waren letztlich aber die längeren »Spaßfahrten an Rhein und Erft« mit Freunden, meint er. »Wir waren alle schnell in den Top Ten und haben uns dann gegenseitig gepusht.«

EGAL BEI WELCHEM WETTER

Dieser Wettbewerbsgedanke trieb auch Jörg Brendjes an, wie er bekennt. Der Bezugsmitarbeiter im Gruppendienst des Sozialpsychiatrischen Verbunds war von der Teilnahme der Stiftung beim Stadtradeln daher genauso begeistert wie Sven Albertz. »Radfahren ist mein Sport, das ist fantastisch«, schwärmt der 48-Jährige. Seit Jahren schon fährt er, ganz gleich bei welchem Wetter, täglich mit dem Rad zur Arbeit, ebenfalls von Neuss aus bis in die Düsseldorfer Innenstadt. Inklusive der regelmäßigen Fahrten zu Klienten kommen bei ihm so täglich gut 30 Kilometer zusammen. Für Jörg Brendjes, der in der Fahrradstadt Münster aufgewachsen

»Die Beziehung zu meinem Fahrrad ist eine sehr innige.«

SVEN ALBERTZ

ist, ist Radfahren »ein Stück Freiheit, ein Stück Lebensqualität und mein Beitrag zum Umweltschutz«, wie er sagt. Seine Oma sei bis zum Alter von 91 Jahren Rad gefahren, das sei für ihn ein erstrebenswertes Ziel. Mittlerweile lässt er sich dabei ein wenig unterstützen: Er hat sich über die Jobrad-Aktion der Graf Recke Stiftung vor einem Jahr ein E-Bike zugelegt. Mit diesem hat Brendjes dann während der Kampagne seine Privatfahrten massiv ausgebaut. »Die Aktion hat mich motiviert, weitere Touren zu machen«, sagt er. So fuhr der Familienvater von Neuss aus etwa bis zur holländischen Grenze oder an Erft und

Niers entlang bis zum Schloss Wickrath. »Ich habe die Umgebung noch einmal ganz neu kennengelernt«, freut er sich.

Dass Jörg Brendjes so auf eine Gesamtkilometerzahl von 722 kam, beschert ihm nun den zweiten Platz aller Einzelteilnehmer der Graf Recke Stiftung. Sieger Sven Albertz, der sogar noch 120 Kilometer mehr erstrampelt hat, kam sich bei seinen Touren durch den Rhein-Kreis Neuss aller Anstrengung zum Trotz zuweilen vor »wie im Urlaub, die Gegend ist herrlich«. Richtig fit sei er nun zudem, der Umweltgedanke spielt für ihn ebenfalls eine große Rolle. Er bemühe sich, nachhaltig und ressourcenschonend zu leben, und habe etwa seinen Fleischkonsum quasi auf null reduziert, alleine der Zukunft seiner Kinder wegen. »Darum wollte ich beim Stadtradeln auch ein Zeichen setzen, dass man viel mehr mit dem Rad erledigen kann, als es bei vielen der Fall ist«, sagt er.



PLATZ 16 UNTER 281 TEAMS

Die vielen Stadtradler nimmt er dabei freilich aus: 6.238 Teilnehmer aus Düsseldorf erradelten zusammen unglaubliche 1,32 Millionen Kilometer. Hätten sie diese mit einem durchschnittlichen Pkw zurückgelegt, die Autos hätten etwa 195 Tonnen CO₂ emittiert. Allein das Team der Graf Recke Stiftung vermied nach dieser Rechnung mit seinen 17.437 Fahrradkilometern rund 2.560 Kilogramm CO₂. Das reichte unter den stadtweit 281 angemeldeten Teams für einen beachtlichen 16. Platz. Für Sven Albertz ist das mithin der größte Erfolg: »Dass wir am Ende so weit vorne landeten, war eine Gemeinschaftsleistung.« //

Ein Engagement, das Früchte trägt

Nach 32 Jahren im Dienst der Graf Recke Stiftung ist Heide Butz auch nach ihrem offiziellen Ruhestand weiter für Kinder mit Förderbedarf im Einsatz, mittlerweile im Ehrenamt. Das Fortkommen ihrer Schützlinge war für die Sonderpädagogin stets ihr Antrieb. Die Früchte ihrer Arbeit kann die 73-Jährige symbolisch sogar im eigenen Garten betrachten.

Von Achim Graf



Der Garten von Heide Butz mit seinen Blumen, Sträuchern und Hecken ist ein Paradies für Vögel und Bienen. Er ist zugleich ein Paradies für die Besitzerin selbst. Hier, im Westen des Ratinger Stadtteils Lintorf, verbringt sie so manche freie Minute. Diese allerdings halten sich bei der 73-Jährigen in Grenzen. Ihr Beruf, ihre Berufung, wie sie es nennt, lässt sie bis heute nicht ganz los. Seit 2013 ist die Sonderpädagogin nach 32 Jahren Tätigkeit bei der Graf Recke Stiftung offiziell im Ruhestand, doch noch immer kümmert sie sich regelmäßig um Kinder mit Förderbedarf, mittlerweile ehrenamtlich.

»Es ist das, was ich kann«, erklärt Heide Butz ihr Engagement so knapp wie überzeugt. Ganz uneigennützig sei dieses ohnehin nicht, gesteht sie dann lächelnd. »Ich lebe allein, was soll ich den ganzen Tag machen?«, fragt sie – und gibt sich die Antwort gleich selbst. Dass sie mit ihrer Fachkenntnis all denen helfen kann, die ihr am Herzen liegen, hat sie einst zu ihrem Beruf gebracht: Sie habe die Kinder, nicht selten aus schwierigen Verhältnissen, über die vielen Jahre »unterrichtet, gefördert und sie einfach alle immer gern gehabt«, erläutert sie. Es gilt für sie bis heute.

Dabei war der Weg zur Sonderpädagogin für die gebürtige Hildenerin keineswegs vorgezeichnet. Lediglich der Wunsch, mit Kindern zu arbeiten, war von Anfang an da. Heidemarie Butz, die von jeher nur Heide genannt wird, stammt aus einer großen Familie. Da habe sie früh Verantwortung für die jüngeren Geschwister übernehmen müssen, erzählt sie. »Ich bin dadurch geprägt worden.« Und so wurde sie zunächst Erzieherin, hat mit 19 Jahren ihre Ausbildung in Eitorf an der Sieg abgeschlossen und gleich im Anschluss einen Kindergarten in Brauweiler mit aufgebaut. Sie habe sich dort sehr wohl gefühlt, sagt sie. »Aber ich war auch unterfordert.«

DIE KINDER VON DER STRASSE GEHOLT

Und so führte sie ihr Weg bereits ein Jahr später an die neu gegründete Fachhochschule in Köln-Deutz, wo sie ab 1971 Sozialpädagogik studierte. Bis zu ihrem Abschluss habe sie nebenbei in der Drogenhilfe gearbeitet und ehrenamtlich bei der sogenannten »Offenen Tür« in Brauweiler. Das war der erste Kontakt von Heide Butz zu ihrer späteren Klientel: Kinder aus Großfamilien, die nicht selten mit Schulschwierigkeiten zu kämpfen hatten. »Wir machten Lern- und Freizeitangebote und holten die jungen Leute damit von der Straße. Es war ja damals nichts los in so einer kleinen Stadt.«

Und obwohl Heide Butz also stets gut beschäftigt war, hat sie ihr Studentenleben »sehr genossen«, wie sie mit einem Schmunzeln gesteht. Das galt ebenso für die Zeit des nachfolgenden Studiums der Sonderpädagogik, ebenfalls in Köln. Gearbeitet habe sie aber immer, bis zur Prüfungsphase 1980. Ihre Examensarbeit schrieb sie schließlich über »Freizeit-Verhalten und -Gestaltung lernbehinderter Jugendlicher«, wie man das damals noch nannte. Mit dieser Expertise und großem Ehrgeiz leitete sie im Anschluss zunächst die »Offene Tür« und arbeitete später in einer Schule für Kinder mit geistiger Behinderung. Bis, ja bis sie 1985 eine Stellenanzeige entdeckte: Die Graf Recke Stiftung suchte für ein neues Schulangebot genau sie, das habe sie so empfunden, sagt sie. Dort sah man das offenbar genauso.

Und so gehörte Heide Butz zum Gründungsteam der sogenannten »Schuletage« in Ratingen, einer Dependence der heutigen Schulen für »Emotionale und soziale Entwicklung« der Stiftung in Düsseldorf-Wittlaer. Dort war die Sonderpädagogin zwischendurch ebenfalls fünf Jahre lang tätig, ihr Herz aber schlug vor allem für die Schuletage. »Schule für Erziehungshilfe«, hieß diese am Anfang noch, erinnert sich die 73-Jährige. Worum es allerdings von Anfang an ging: Bis zu 30 Kinder, die in der Regelschule nicht zurechtkamen, in einer besonderen Lernatmosphäre bis zur sechsten Klasse zu betreuen und zu fördern. Danach, erklärt Heide Butz, sei der Wechsel an die Schule I in Wittlaer vorgesehen – oder an die Regelschule. »Das ist immer unser Ziel«, macht sie deutlich. Zeitweilig sei das bei 90 Prozent der Schüler tatsächlich auch gelungen. »Manche haben später sogar Abitur gemacht.«

EIN RÄDCHEN VON GANZ VIELEN

Dass sie an solchen Erfolgen ihren Anteil hatte, erfülle sie »mit großer Freude«, sagt Heide Butz. Stolz hingegen sei das falsche Wort. »Man ist ein Rädchen von vielen: Eltern, Tagesstätte, Familienbetreuung, Schule – das greift in der Schuletage alles ineinander«. Das sei das Besondere an dieser Einrichtung. »Da waren stets alle eng eingebunden und mussten miteinander arbeiten.« Für sie schlicht ein Erfolg versprechendes Prinzip – und damit jederzeit persönlich erfüllend.

Und so hatte Heide Butz vor sieben Jahren ohne Zögern darum gebeten, auch im Ruhestand in irgendeiner Form weiter in der Förderung tätig zu bleiben. In der Schulleitung war man von dieser Idee gleich angetan, und so war die Sonderpädagogin

mit reduzierter Stundenzahl bis 2018 weiter als Lehrerin im Einsatz. Seit zwei Jahren ist Butz nun ehrenamtlich in der Inklusion tätig, an der Erich-Kästner-Grundschule in Ratingen, einer Kooperationsschule der Graf Recke Stiftung. Dreimal in der Woche für drei Stunden ist sie dort eine zusätzliche Hilfe, die auf keinem Stellenplan auftaucht, wie sie sagt. »Zumindest war ich das. Doch dann kam Corona und seit März fällt das alles weg.«

Heide Butz bedauert die Zwangspause sehr – und möchte nach den Herbstferien wieder einsteigen, wenn sich die Lage hoffentlich normalisiert habe. »Ich genieße die Arbeit, so ganz ohne Dokumentationspflichten und ohne Konferenzen«, meint sie. Der Austausch mit den anderen Lehrkräften bleibe nach wie vor wichtig, sicherlich. Doch mit ihrem Status könne sie Kinder nun auch mal herausnehmen und einzeln betreuen, bevor bei diesen Schulunlust entstehe. Gerade an einer Schule in einem sozialen Brennpunkt sei das wichtig. »Wir haben viele Kinder mit speziellem Förderbedarf, da geht es auch um kulturelle Unterschiede oder Sprachschwierigkeiten.«

Angestrengt habe sie diese Art der Arbeit nie. »Friseurin zu sein, wäre für mich eine größere Herausforderung«, meint sie lachend. Sie möge nicht nur die Kinder, sagt Heide Butz dann mit Nachdruck, sondern »auch ihre Probleme«. Hinter der überraschenden Aussage verbirgt sich zugleich ihr Antrieb: Kindern ganz früh rauszuhelfen aus schwierigen Lebenssituationen. Dafür sei es wichtig, zu verstehen, warum Kinder sind, wie sie sind. »Um dann gemeinsam nach Lösungen zu suchen.« Das begeistert sie nach wie vor.

EIN APFELBAUM ZUM ABSCHIED

Bis Heide Butz sich wieder in dieser Form einbringen kann, bleibt ihr nun immerhin mehr Zeit für ein weiteres ehrenamtliches Engagement beim Besuchsdienst für Jubilare der evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund – und für ihre größte Leidenschaft: das Lesen. Biografien und Historisches stehen bei ihr ganz oben auf der Liste. »Es gibt noch so viel, was ich nicht weiß«, meint sie. Und wenn sie es sich dann mit einem guten Buch auf ihrer Terrasse gemütlich macht, fällt ihr Blick zuweilen auf einen Apfelbaum genau in der Mitte ihres Paradiesgartens. »Den haben mir meine Schüler vor sieben Jahren zum Abschied geschenkt«, erzählt sie mit einem Strahlen. Welch Symbolik: Der Baum der Schüler ist nach sieben Jahren noch recht klein, doch er trägt bereits jede Menge Früchte. //



Kontemplatives Strampeln

Ein Loblied auf das Zweirad
von Roelf Bleeker.



Seiten

blick!

Was machen unsere Mitarbeitenden eigentlich, wenn sie nicht im Dienst sind?



Rad fahren: Das bedeutet für mich nicht das Biken mit Elektromotor. Ich konkurriere aber auch nicht mit den Rennradlern in ihren windschnittigen Hosen. Das kontinuierliche, zügige, im Idealfall mit dem Erreichen eines Ziels ebenso wie mit der Betrachtung der Umgebung verbundene Radeln, das ist es, was mich froh macht: das kontemplative Strampeln auf längeren Strecken, bei dem die Gedanken im Rhythmus des Pedaltritts zu kreisen beginnen und neue Einsichten und Ideen ermöglichen.

Dass ich in diesem Modus immer mal wieder an lohnenswerten Zwischenzielen vorbeifahre, ist nicht schlimm. Denn was brauche ich Wasserschlösser, Aussichtstürme oder Gedenktafeln, wenn ich auf dem Weg ganz zufällig neue Landschaften entdecke, neue Orte, neue Eindrücke sammle und eine Idee von der Gegend entwickle? Ich kann die Region mit dem Auto schon hundert Mal durchfahren haben, mit dem Rad entdecke ich sie neu. Das Rad ist für mich das ideale Freizeit-Fortbewegungsmittel – nicht zu schnell, wie das Auto, nicht zu langsam, wie der Fußmarsch.

Am liebsten mache ich meinen Plan vorher, anhand einer Mischung aus digitalen und analogen Karten, im Idealfall anhand von Knotenpunktsystemen. So lässt es sich dann ausreichend gedankenverloren radeln, ohne sich heillos zu verfahren.

Ein Hoch auf die Knotenpunkte! Die kleinen Pfeile und Zahlen lenken mich mal nach links, mal nach rechts, mal geradeaus; ich folge ihnen auch dann, wenn mich der eingeschlagene Weg mal verwundert, weil die Richtung unerwartet ist. So gesteuert bietet sich mir nach mancher Kurve eine völlig neue Perspektive und Wahrnehmung: Gerade noch bin ich in einen Wald eingetaucht, der sich schon wieder öffnet und den Blick freigibt auf eine unerwartete Landschaft oder eine zuvor versteckte Siedlung. Eben kämpfte ich noch gegen den von vorn blasenden Wind an, der mich jetzt nur noch moderat seitlich trifft oder gar freundlich anschiebt. Langsam begann der allzu bucklige Waldweg lästig zu werden, da kann ich plötzlich auf einer breit asphaltierten Fahrradstraße wunderbar voranradeln.

Verliere ich doch einmal den vorgesehenen Weg, dann ist das kein Grund für Ärgerlichkeit. Zwingt mich dies doch zu einer Pause, die ich sonst allzu leicht vergesse. So neu orientiert wie erholt geht es weiter. Gelassenheit ist auch beim Radeln eine Tugend, die sich auf dem Zweirad bei mir von selbst einstellt. Selbst wenn ich feststellen muss, dass ich einen großen und scheinbar sinnlosen Kreis gefahren bin.

Rad fahren ist wie das Leben selbst: Wir setzen uns Ziele und kommen mal besser, mal schlechter voran. Möglicherweise müssen wir die Ziele – oder zumindest Etappen – auch mal korrigieren. Wir machen Pläne und es ist gut, diesen zu folgen. Wenn wir aber nicht mehr weiterwissen, dann ist es noch besser, auf jemanden zu treffen, den man um Rat fragen kann. Stellen wir fest, dass wir auf dem falschen Weg sind, dann ist es klug, anzuhalten und die Richtung zu überdenken. Nach vorn schauen ist wichtig, aber zurückblicken manchmal auch.

Vergleiche fallen mir noch viele ein und eben solche kann sicher jeder Radler für sich ziehen. Albert Einstein wird ebenfalls einer zugeschrieben: »Das Leben ist wie Fahrrad fahren. Um die Balance zu halten, musst du in Bewegung bleiben.« Und auch die angesprochenen kreisenden Gedanken schienen ihm nicht fremd, so soll ihm gar die Relativitätstheorie auf dem Fahrrad eingefallen sein. Mir immerhin vor Jahren die Idee für die Graf-Recke-Kollektion »SOCIAL WORK since 1822«.

Es liegt mir fern, mich mit Albert Einstein vergleichen zu wollen. Oder vielleicht doch – aber nur hinsichtlich der Freude am Radfahren. //



Dr. Roelf Bleeker ist Leiter des Referats Kommunikation, Kultur & Fundraising der Graf Recke Stiftung.

Das Projekt: Digi@Venture!

Wie ein neues Angebot junge Menschen mit psychischen Erkrankungen spielerisch dazu motivieren will, digital fit zu werden und sie damit insgesamt zu stärken. Damit dieses innovative Projekt in die Tat umgesetzt werden kann, braucht es aber noch Starthilfe!

Von Özlem Yilmazer



Jessica Horn (links) und Annika Stiglic besprechen ihr »digitales Abenteuerprojekt«.

Annika Stiglic und Jessica Horn besprechen gerade, mit dem in Coronazeiten gebotenen Abstand, ihr gemeinsames neues Projekt für junge Menschen mit psychischen Erkrankungen in Düsseldorf-Grafenberg. Projektentwicklerin Jessica Horn spricht dabei gern von einem Abenteuer: »Weil es einfach superviel zu entdecken gibt im Umgang mit den neuen Kommunikationsmedien«, sagt die Mitarbeiterin der *Graf Recke Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* und macht klar, worum es geht: Die jungen Bewohnerinnen und Bewohner auf dem Areal sollen ein niedrigschwelliges Angebot erhalten, das ihnen die wichtige digitale Teilhabe zugänglich

macht und sie gleichzeitig auch in weiteren Bereichen des Lebens stärkt. So heißt das Projekt dann auch »Digi@Venture« und steht für digitales Abenteuer. Damit das aber erst mal starten kann, werden Spenden- und Fördermittel benötigt.

Die ursprüngliche Idee dazu hatte Grafikerin und Peer-Beraterin Annika Stiglic: »Spielerisch und über die eigenen Interessen wollen wir unsere Klienten erreichen und mit ihnen kleinteilig weitere Themenbereiche erarbeiten, die ihnen helfen.« Zunächst werden die Projektteilnehmenden über die Vermittlung von Grundkenntnissen sicherer im Umgang mit digitalen Medien. »Ziel ist es, dass sie einen weiteren Zugang zu ihren Fähigkeiten und Ressourcen

erhalten und sich dadurch wieder mehr zutrauen. Wir wollen sie ermutigen und ihnen auch Ängste nehmen.« Dazu soll es unter anderem Workshops zum Umgang mit Cybermobbing und zum sicheren Umgang mit Smartphone und Tablet geben.

»SICH MESSEN IST EIN MENSCHLICHES BEDÜRFNIS«

Über den Einsatz etwa von Gamification – Elemente aus Computerspielen werden in spielfremde Bereiche übertragen – werden dann weitere Kompetenzen und Fähigkeiten gefördert, die wiederum positiv auf den schulischen oder beruflichen Bereich wirken können. »Classcraft zum Beispiel hat sich in der Berufsvorbereitung sehr bewährt, wodurch die Motivation um bis zu 50 Prozent gestiegen ist«, erklärt Jessica Horn. »Bei vielen Computerspielen geht es darum, Punkte zu sammeln und Erfolg zu haben. Sich messen ist ein menschliches Bedürfnis. Das machen wir uns zunutze.« Die Teilnehmenden erhalten dabei zum Beispiel »Stärkepunkte«, wenn sie etwa pünktlich zum Workshop kommen und ihre Aufgaben sorgfältig und gewissenhaft erledigen.

»Classcraft« wird in Teams von rund fünf Teilnehmenden gespielt. Das ermutige sie, zusammenzuarbeiten, um das Spiel zu gewinnen, sagt Jessica Horn: »Das sind alles wichtige soziale und persönliche Kompetenzen, die auch im Berufsleben von großer Bedeutung sind. Wenn ein Klient Computerspielen nachgeht und sich dadurch über eine längere Zeit gut konzentrieren kann, dann ist das eine wertvolle Ressource, an der wir ansetzen können.«

Einer Bitkom-Studie zufolge kann sich mehr als jeder Dritte in Deutschland ein Leben ohne soziale Medien nicht vorstellen, unter den 14- bis 29-Jährigen sind es sogar knapp 50 Prozent, die nicht ohne



Jetzt
spenden!



Mit 30 Euro können wir zum Beispiel Marker für die Whiteboards kaufen.



80 Euro helfen uns beim Erwerb von Softwarelizenzen.



200 Euro sind ein wichtiger Zuschuss für den Kauf von Laptops.

»Mit Ihrer Spende – ob klein, ob groß – helfen Sie ganz konkret jungen Menschen mit psychischen Erkrankungen. Sie fördern ihre Teilhabe an Digitalisierung und damit auch in weiteren Lebensbereichen. Dafür danke ich Ihnen sehr herzlich!«



Özlem Yilmazer, Leiterin Fundraising

Spendenkonto:
Graf Recke Stiftung
KD-Bank eG Dortmund
IBAN DE44 1006 1006 0022 1822 18
BIC GENODE33KDB
Stichwort: Digi@Venture

T 0211. 4055-1800
o.yilmazer@graf-recke-stiftung.de

WhatsApp, Snapchat & Co können. Auch die Online-Bewerbung um einen Job oder die Einreichung von Online-Formularen bei Behörden setzt sich immer weiter durch. Für junge Menschen mit psychischen Erkrankungen spielen aber Vorbehalte und Ängste eine Rolle, wenn es darum geht, sich digitalen Möglichkeiten zu öffnen und einen sicheren Umgang zu entwickeln. Das Projekt »Digi@Venture« setzt genau dort an.

Andreas Severin* lebt seit acht Jahren in einem Wohnangebot des Sozialpsychiatrischen Verbunds der Graf Recke Stiftung. Das Projekt Digi@Venture findet er interessant. »Das hört sich gut an«, sagt der 30-Jährige. »Social Media fände ich spannend. Ich nutze Facebook und schaue immer mal wieder rein, ob von den Leuten, mit denen ich dort befreundet bin, jemand geschrieben hat.« Er ist gleichzeitig auch vorsichtig im Umgang mit dem Internet und wünscht sich Unterstützung. »Ich möchte eine eigene Website aufstellen«, sagt Andreas Severin. Mit welchem Inhalt, das wisse er noch nicht genau. Er möchte erst mal die Website erstellen und dann sehen, was daraus wird. »Aber mit jemandem, der das mit mir zusammen macht und der das schon mal gemacht hat.«

Während für viele Menschen der Besuch eines Kurses in der Volkshochschule eine gute Möglichkeit wäre, sich digital fit zu halten oder neues Wissen anzueignen, kann dies bei Menschen mit psychischen Erkrankungen ganz anders aussehen. »Es

gibt da mehr Hürden und Barrieren«, erklärt Jessica Horn. »Allein die Nutzung von öffentlichen Verkehrsmitteln ist für viele Klienten angstbesetzt, zu Stoßzeiten geht das oftmals gar nicht. Auf dem Weg dahin zeigen sich Ambivalenzen: ›Soll ich, soll ich nicht?‹ Dann ist die Neigung, sich dagegen zu entscheiden, größer, wenn es da noch andere Unbekannte gibt.« Möglichst barrierearm soll das neue Projekt in Grafenberg daher sein. Allein die Zahl der Teilnehmenden sei viel kleiner, so Jessica Horn, die Wegstrecke falle weg und der Rahmen sei vertraut: »Wir kennen uns alle.«

DAS PROJEKT IST AUF SPENDEN ANGEWIESEN

Das Projekt Digi@Venture ist ein zusätzliches Angebot der Graf Recke Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik, das nicht über die Regelleistungen finanziert ist. Annika Stiglic und Jessica Horn möchten dieses Projekt und ihre Idee später auch noch zu einer Medienwerkstatt weiterentwickeln. Um mit Digi@Venture zunächst den ersten Schritt zu gehen und junge Menschen mit psychischen Erkrankungen niedrigschwellig zu stärken, werden dringend Spenden benötigt. Damit sollen zum Beispiel Computer, Tablets und Laptops angeschafft werden, Monitore und Softwarelizenzen gekauft oder die Projekträume mit Whiteboards und Markern ausgestattet werden. //

* Zum Schutz der Persönlichkeitsrechte wurde der Name durch die Redaktion geändert.

Von der Spontanhilfe zum verlässlichen Unterstützer

Die heißen Sommertage liegen nun hoffentlich hinter uns. Der neue Alltag mit Masken und Hygienevorkehrungen ist zur Routine geworden. Die Veränderungen durch die Coronapandemie werden uns als Gesellschaft und auch als soziale Einrichtungen sicher noch länger begleiten und fordern. Wir hoffen sehr, dass die großartige und spontane Solidarität der letzten Monate für viele eine Inspiration war, sich weiterhin gemeinnützig einzubringen. Nur so können wir besondere Projekte und Wünsche der Menschen, die wir unterstützen, auch umsetzen und planbar machen. Werden Sie Teil unserer Gemeinsam-Stark-Gemeinschaft und helfen Sie nachhaltig mit einer regelmäßigen Unterstützung! Schreiben Sie uns: spenden@graf-recke-stiftung.de!

Großartig!

Die Matthias-Brock-Stiftung hat unser Leuchtturmprojekt Ahorn-Karree für Menschen mit schwerer Demenz mit einer großzügigen Spende von 75.000 Euro gestärkt. Den Spendenscheck übergaben Kuratoriumsvorsitzender Wolf-E. Uckermann und Vorstand Martin Lindemann an die Graf Recke Stiftung. Die Matthias-Brock-Stiftung unterstützt den Bereich der Altenhilfe im Dorotheenviertel Hilden bereits seit vielen Jahren. Sie wurde 2001 von dem Hildener Unternehmer Matthias Brock gegründet.



Unterstützen Sie unsere Projekte!

Spendenkonto
Graf Recke Stiftung
KD-Bank eG Dortmund
IBAN DE44 1006 1006 0022 1822 18
BIC GENODED1KDB
Stichwort: Starke Projekte

Wenn Sie eine Spendenquittung möchten, geben Sie bitte Ihre Adresse an.

Ihre Ansprechpartnerin

Özlem Yilmazer
Stv. Referatsleiterin/Leiterin Fundraising

Referat Kommunikation, Kultur & Fundraising
T 0211. 4055-1800
F 0211. 4055-1503
o.yilmazer@graf-recke-stiftung.de
www.graf-recke-stiftung.de/spenden
www.facebook.de/GrafReckeStiftung

INFO



Über eine Ausweitung der Öffnungszeiten für das Büdchen im Bauwagen wird bereits nachgedacht.

Besondere Zeiten, kreative Lösungen

Was ist eigentlich aus dem Bauwagenprojekt für junge Menschen mit psychischen Erkrankungen geworden (recke:in 2/2019)? Dank der Spenden der Leserinnen und Leser der recke:in und Kollektanmitteln der Evangelischen Kirche im Rheinland konnte der Bauwagen angeschafft und auch so weit hergerichtet werden, dass ihn unsere Bewohnerinnen und Bewohner in Düsseldorf-Grafenberg wie geplant als Rückzugsort nutzen konnten. Im nächsten Schritt sollte der Bauwagen durch den Stadtteil fahren, um den Austausch zu fördern. Doch die Coronapandemie stoppte

das Vorhaben. Deswegen musste auch das Café Geistesblitz, unser Kontaktpunkt für Menschen mit psychischen Erkrankungen und arbeits-therapeutischer Einsatzort, schließen. Eine Lösung musste her. So schauten die Mitarbeitenden der *Graf Recke Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* jeden Tag auf den Bauwagen, der seinen Platz seit einiger Zeit im wunderschönen Garten gefunden hatte – und die Idee war geboren! Seit Mitte Juni ist der Bauwagen erfolgreich als Büdchen für Bewohner, Mitarbeitende und Gäste im Einsatz, natürlich unter Einhaltung aller Hygienevorgaben.



Wertgeschätzt!

Die Kölner Mundart-Band Brings und die Bürgerstiftung Düsseldorf haben mit einer tollen Aktion die Mitarbeitenden der Senioreneinrichtung Walter-Kobold-Haus überrascht. Mit einer Spende von 600 Euro würdigten sie den Einsatz während der Coronapandemie. »Ich freue mich sehr darüber, dass die pflegerische Arbeit mehr und vor allem auch positiv in der Bevölkerung wahrgenommen wird! Es tut gut, mit positiven Themen in der Aufmerksamkeit zu stehen«, bedankte sich Einrichtungsleiterin Birgit Kleekamp.

Jetzt auch
www.recke-on.de